

Achstes Buch.

Verschiedne Gründe bewogen den König, eine 1596.
 so schwere Belagerung als die von la Fere zu
 unternehmen. Die Feinde hatten nach jenen glück-
 lichen Unternehmungen ihre Truppen ausgebreitet, er
 wollte die Seinigen, die sich nun endlich versammelt
 hatten, nicht ganz ungebraucht lassen, auch war es
 nöthig den Einwohnern von Picardie wieder Muth
 zu geben, die durch eine solche Reihe von Unglücksfä-
 len beynahe wankend gemacht waren. Mir wäre es
 am liebsten gewesen, wenn ich während dieser Belage-
 rung hätte bey dem König bleiben können, dessen Schö-
 nung meiner Person mir gar nicht anstund; aber ich
 durfte den Auftrag, der mich in Paris festhalten sollte,
 nicht ausschlagen, und um mir ihn zu versüßen ver-
 sicherte mich Heinrich, es werde vors Erste noch lange
 nichts wichtiges vor la Fere geschehn, und ich könnte
 ja zu Zeiten eine Reise dahin machen. Ich bin auch
 wirklich zwey oder dreimal dort gewesen, aber ich war
 immer kaum angekommen, so zwang mich auch die
 Nothwendigkeit, für den Unterhalt der Truppen zu
 sorgen, schnell wieder zur Rückreise. Mein Trost ist,
 daß ich mich doch schmeicheln darf, ein wenig zu dem
 glücklichen Erfolg beygetragen zu haben, weil durch
 meine Sorge nie in der Armee an etwas Mangel ge-
 wesen ist. Die Belagerung dauerte sechs Monathe;
 es ist die längste, die Heinrich gemacht hat. Aber die-
 ser Ort hatte auch, außer seinen vortreflichen Bestungs-
 werken, noch eine sehr zahlreiche Besatzung, welche aus
 lauter auserlesnen Truppen bestand, und von zwey sehr

geschickten Offizieren kommandirt wurde: dem Genshall von Montelimart einem Franzosen, und von einem Spanier mit Namen Osonio.

Beringhen hatte sich durch einen Ingenieur, der sein Freund oder gar sein Verwandter, und bloß deswegen aus Flandern, wo er sich aufhielt, hergekommen war, in den Kopf setzen lassen, man könne la Fere überschwemmen; und auf die Bürgschaft seines Ingenieurs machte er den Erfolg so sicher, daß Heinrich gegen seine eigne Meinung sich hinreissen ließ zu erlauben, daß man es versuchte. Freilich hätte das die Belagerung sehr verkürzt, aber man weiß aus der Erfahrung, daß die meisten Entwürfe dieser Art nur gar zu leicht misslingen; wenn man sich nur in der geringsten Sache verrechnet hat, so ist alles vergebens, und ohne einen solchen Fehler geht es doch selten ab. So war einst die Idee, den Ticino abzuleiten, Schuld, daß Franz I. die Schlacht und seine Freiheit verlor. Bey einer von meinen Reisen ins Lager fand ich grade diesen Vorschlag im Werke. Ich hielt die Ausführung desselben für unmöglich und bestritt ihn aus allen Kräften; aber es fehlte dem Ingenieur nicht an wahrscheinlichen Gründen den unsrigen entgegen zu setzen. So wie er es vorstellte, war das Ganze eine Sache, die nur wenig Zeit und Mühe erforderte; es kam bloß darauf an, einen Damm zu machen. Er wurde auch gemacht, und zwar wohl dreimal, weil ihn das Wasser so oft wegriß. Der letzte war endlich stark genug; aber was wurde draus? das Wasser konnte nicht bis zu der Höhe steigen, die man sich versprochen hatte. Es ist wahr, daß nur etwa sechs Fuß daran fehlten, aber man war doch nicht weniger genöthigt, die Sache aufzugeben, nachdem man viel Zeit und Geld dabey verschwendet hatte.

Die Krankheit, welche der König zu Traracn, wo sein Quartier war, bekam, hinderte auch den Fortgang
der

der Belagerung. Auf die erste Nachricht, die ich davon erhielt, flog ich zu ihm, und verließ ihn nicht eher, als bis ich ihn völlig hergestellt sah. Die Krankheit war wichtig genug, um mich den größten Verlust, den Frankreich hätte thun können, befürchten zu lassen. Da es dem Gouverneur von la Fere am Ende an Allem fehlte, so übergab er die Stadt. Der König ließ sie ausbessern, und machte auf Bitten der Frau von Viancourt seinen Sohn César zum Gouverneur derselben; Manicamp, ein Verwandter dieser Dame, versah die Stelle des jungen Gouverneurs als sein Verweser.

Der König rückte nun gegen die Gränze von Artois, nahm das Schloß Imbercourt mit Sturm ein, und dachte die Stadt Arras auch durch Petarden weg zu nehmen. Der Marschall von Viron war Schuld, daß diese letzte Unternehmung fehlschlug, weil er nicht genug Petarden mitgenommen hatte. Die drey ersten sprangen mit ziemlich gutem Erfolg; die vierte aber fiel mit dem, der sie anschob, ohne Wirkung in den Graben, und tödtete und verwundete verschiedne von den Unsrigen. Es ist traurig, daß eine so wichtige Eroberung, welche Amiens vor dem Unglück, daß kurz nachher geschah, gesichert haben würde, verfehlt werden mußte, weil man nicht noch zwey oder drey Petarden mehr mitgenommen hatte. Viron entfernte sich, um die gerechten Vorwürfe, die man ihm machen konnte, zu vermeiden, und ließ seinen Zorn an der Gegend von Bapaume aus, welche er fürchterlich verheerte.

Die mißlungne Unternehmung auf Arras wurde durch verschiedne günstige Begebenheiten gegen das Ende des vorigen und im Anfang des jetzigen Jahres wieder gut gemacht, welche ich nach meiner Art nur bloß anzeigen werde: die Einnahme von Toulouse, das Glück
der

der königlichen Waffen in Provence, und die Vereinigung der Häupter der Ligue mit Heinrichs Partey. Joyeuse, der die Mönchskutte weggeworfen hatte, um den Kürass anzuziehen, und sich für die Kasteiungen des Klosters reichlich schadlos hielt, schloß um diese Zeit seinen Vergleich mit dem König. Ihm folgte der Herzog von Nemours, als er aber im Begriff war, zu schließen, starb er; aus Kummer, glaubt man, so große Entwürfe zu so wenig herab gebracht zu sehn. Saint-Eorlin, sein Bruder, beendigte für sich den Vergleich. Der Tod des Herzogs von Nevers befreite den König auch noch von einem eben so unnützen als beschwerlichen Diener. Und endlich fieng auch der Herzog von Mayenne, der spanischen Unredlichkeit überdrüssig, um diese Zeit ernstlich an, auf Mittel zu denken, sich mit dem Könige auszusöhnen.

Heinrich hatte die Eroberung von Arras für so wichtig gehalten, daß er, nach jenem fehlgeschlagenen Versuch, es zu überrumpeln, den Anschlag machte, es förmlich zu belagern. Ich glaube, ich bin der einzige gewesen, dem er sich darüber entdeckte. Das Geheimniß war bey dieser Gelegenheit von so äußerster Wichtigkeit, daß er es nicht wagte, durch Jemand andern die Stadt beobachten zu lassen, sondern dies Geschäft selbst übernahm. Ich war diesen ganzen Winter, durch den Dienst Sr. Majestät beschäftigt, zu Paris geblieben; nur zuweilen magte ich einmal eine kleine Streiferey nach Moret, wo es mir sehr gefiel. Eines Tages, da ich mich dort beschäftigte die Anhöhen zu nivelliren, welche 2000 Schritt von dem Wohnhause liegen, um die zwey Bäche von da ableiten zu lassen, die jetzt die beiden Wasserflächen an jeder Seite der großen Allee machen, sah ich einen Kurier von der Frau von Liancourt ankommen. Er brachte mir einen Brief
von

von dieser Dame und einen andern von dem König, worin er mich von seinen Absichten auf Arras und den Mitteln, sie auszuführen, unterrichtete. Nie habe ich ihn in einem solchen Zorn gesehn, als er es in diesem Briefe über die „Erpressungen und Spitzbübereien von „acht Fressern war, die er sich aufgeladen hätte, statt „eines, den er vorher hatte.“ Dies sind alles seine Worte. „Diese Schurken“ setzte er hinzu, „und die „ungeheure Menge von Intendanten, die alle mit ihnen „Vetter und Gevatter sind, verzehren den Braten mit „einander. Sie haben mehr als hundert tausend Thaler durchgebracht; eine Summe, mit der ich Spanien hätte aus Frankreich hinaus jagen können.“ Dies alles war buchstäblich wahr. Ich werde es Jedermann deutlich machen, wenn ich auf das Einzelne der Finanzen komme; jetzt will ich nur im voraus zwei oder drei Züge anführen.

Die Herren vom Finanzkollegio bildeten sich ein, es käme ihnen zu, die Rechnungen wegen der Anschaffungen zu der Belagerung von la Fere zu berichtigen, worin sie aber irre waren, denn der König hatte mir diese Sache ganz allein übertragen. Sie ließen sie sich daher von Descüres, la Corbinieres und andern Unternehmern geben, mit denen sie sich so gut verstanden, daß diese ihnen blos ihre Namen liehen, oder höchstens nur mit kleinen Summen dabey interessirt waren. Als dann handelten sie, immer noch unter den erborgten Namen mit den Kaufleuten und Lieferanten, die sie gewöhnlich versorgten, um die niedrigsten Preise, um nachher in den Rechnungen, (die sie machen würden wie sie glaubten) doppelt und dreifach so viel anzusetzen, als es in der That gekostet hatte.

Eine andre Thatsache weiß ich von dem König selbst. Der königliche Schatz war den Schweizern,
den

den deutschen Reitern, und andern Fremden in französischem Golde, ansehnliche Rückstände schuldig. Das Finanzkollegium stellte einen Menschen mit Namen Otoplote an, der den Agenten dieser Fremden zu verstehen geben mußte, sie dürften nicht hoffen, jemals die Bezahlung zu erhalten, wenn sie nicht von selbst so viel nachließen, daß man sie, ohne die Kasse zu erschöpfen, befriedigen könnte. Man kam überein, wie viel abgezogen werden sollte; aber die Herren vom Finanzrath brachten die ganze Schuldsomme in Rechnung, und bestahlen also den König, oder vielmehr die rechtmäßigen Schuldner um den Ueberschuß. Man könnte noch eine Menge solcher Züge anführen. Auch schwammen diese Herren im Ueberfluß, unterdessen es dem Könige selbst und in seinem Hause an allem mangelte. Wenige Tage vorher, ehe er mir diesen Brief schickte, hatte er ihnen geschrieben, er brauche zu einer wichtigen Unternehmung (der Belagerung von Arras) 800 Thaler; er bat sie, er beschwor sie, ihm diese Summe zu verschaffen; aber sie waren taub. Ihre ganze Antwort war, weit entfernt ihm übermachen zu können, was er verlangte, wußten sie kaum mehr, wie sie sein Haus erhalten sollten. Es ist der Mühe werth, zu sehen wie sie es unterhielten, dies königliche Haus. „Ich bin ganz nahe bey meinen Feinden“ schrieb mir dieser gute Fürst, „und habe kaum einmal ein Pferd, auf dem ich sehten, oder eine vollkommne Rüstung, die ich anlegen kann. Meine Hemden sind ganz zerrissen, meine Röcke haben Löcher an den Ellenbogen; meine Kessel ruhen sehr fleißig, und seit zwey Tagen bitte ich mich hier, und da zu Gaste, denn meine Lieferanten sagen, sie können mir nichts mehr auf meine Tafel schaffen.“ Desto besser war der Tisch bey den Herren Finanzrätchen besorgt. Heinrich beklagte in seinen Briefen diese schreienden Mißbräuche noch weniger um seiner selbstwillen,

als

als wegen seiner Unterthanen, die er, so sagte er, alle als seine Kinder ansähe, da ihm der Himmel keine andern gegeben hätte. Er theilte mir seinen Einsall mit, die Stände des Reichs zu versammeln, um ein Mittel gegen diese üble Verwaltung auszufinden.

Er hatte mir befohlen, diesen Brief zu verbrennen, ich gehorchte auch, doch nahm ich mir vorher eine Abschrift davon. Jetzt, da dieselben Ursachen ihn geheim zu halten nicht mehr vorhanden sind, mache ich mirs zur Pflicht, den Inhalt desselben als ein Zeugniß von der Weisheit und Güte dieses Fürsten anzuführen. Heinrich schloß mit dem Befehl, zu ihm nach Picardie zu kommen, und ihm seine Geliebte mit zu bringen. Wir waren die einzigen, gegen die er sein Herz eröffnen konnte. Das Billet der Frau von Liancourt enthielt nur zwey Worte, sie würde den nächsten Mittwoch abreisen, und die Nacht in Maubuisson bey ihrer Schwester, der Abtissin, bleiben, bis dahin wolle sie mich in Paris erwarten.

Ich gieng den Sonnabend Abend bis Corbeil, und dachte einen Theil des Sonntags und den ganzen Montag in Paris zu zu bringen, wo ich allerley im Palais zu kaufen hatte. In der Straße der Messerschmiede aber begegnete ich einem Boten von der Frau von Liancourt, welche mir sagen ließ, sie hätte auf einen neuen Brief des Königs, und auf die Nachricht von einer Krankheit der Abtissin von Maubuisson, sich entschlossen vor dem bestimmten Tage abzureisen; ich könnte sie in Pontoise einholen. Es kam mir vor, als ob diese Dame vielleicht Lust hätte, auf Unkosten meiner Trägheit dem Könige ein Compliment zu machen. Ich änderte daher meinen Entschluß und sagte meinen Leuten, ich wolle noch den Abend bis Maubuisson gehen, ohne mich weiter in Paris aufzuhalten, als so lange es nöthig wäre,

wäre, um einen Bissen zu essen und die Pferde in dem ersten Wirthshause, das uns vorkommen würde, zu füttern. Es hatte das Zeichen zu den drey Tauben, dessen ich mich nicht mehr erinnern würde, wäre mir nicht ein lächerliches kleines Abendtheuer hier aufgestoßen.

Indem ich allein in ein sehr weitläufiges Zimmer trat, fand ich einen Mann, der mit großen Schritten hin und her gieng, und in seine Gedanken so vertieft war, daß er mich nicht grüßte, ja, wie ich glaube, gar nicht einmal sah. Je genauer ich ihn betrachtete, je sonderbarer schien mir alles an seiner Person, seiner Stellung, seiner Gesichtsbildung, und seinem Anzug; ein langer äußerst schwächlicher Körper, ein magres abgezehrttes Gesicht, ein dünner und in zwey Theile getheilter Bart, ein mächtiger Hut, der ihm das ganze Gesicht beschattete, ein bis an den Kragen zugeknöpfter Mantel, ungeheure Stiefeln, ein Degen, der auf dem Boden nachschleppte, und in seiner Hand eine große doppelte Patronentasche, so wie man sie am Sattelnknopf trägt. Ich fragte ihn ziemlich laut, ob er in diesem Zimmer logirte und warum er so tief in Gedanken wäre. Er verachtete meine Frage und antwortete mir kurz, ohne mich zu grüßen oder nur anzusehen, er wäre in seinem Zimmer und dächte an seine Angelegenheiten so wie ich an die meinigen. Obgleich ich über die Grobheit dieses seltsamen Geschöpfs ein wenig betroffen war, bat ich ihn doch mit aller möglichen Artigkeit, mir einen Aufenthalt in seinem Zimmer zu erlauben, welches er aber murrend und auf die unhöflichste Art abschlug. In dem Augenblick traten drey von meinen Edelleuten, meine Pagen und einige von meinen Bedienten herein; dies bewog ihn, seinem Gesicht und seinen Worten eine sanftere Stimmung zu geben. Er nahm seinen Hut ab und bot mir alles an, was in seinem Vermögen

stün-

stunde, dann sah er mich plötzlich starr an, und fragte mich mit einer verstohren Mine, wohin ich gieng. Zum Könige, gab ich zur Antwort. „Was,“ rief er, „der König hat Sie rufen lassen! Ich bitte Sie, sagen Sie mir, welchen Tag und um welche Stunde Sie seinen Brief erhalten haben, und auch in welcher Stunde Sie abgereiset sind.“

Es war leicht, an diesen Fragen, die er mit einer so feierlichen Art that, daß nichts ihn aus seiner Ernsthaftigkeit bringen konnte, einen Sterndeuter zu erkennen. Ich mußte ihm noch mein Alter sagen und in meine beiden Hände sehen lassen. „In Wahrheit, mein Herr“ rief er, nachdem das Ceremonial vorbei war, mit einer Art von Erstaunen und Ehrfurcht, „ich trete Ihnen sehr gern mein Zimmer ab. In kurzem werden viele Andre Ihnen ihre Stellen überlassen müssen, die es mehr schmerzen wird als mich.“ Je mehr ich mich über seine Geschieklichkeit erstaunt anstellte, desto größere Beweise suchte er mir davon zu geben. Er versprach mir Reichthümer, Ehre, Ansehn, die Wahrsager pflegen damit nicht geizig zu seyn, und bat mich, ihm meine Geburtsstunde wissen zu lassen, so wollte er mir alles sagen, was mir begegnet wäre und noch begegnen würde, und das, ohne daß er meinen noch ich seinen Namen wissen sollte. Nach diesen Worten gieng er ziemlich eilig zur Thür hinaus, und entschuldigte sich, daß er mich nicht länger unterhielte, weil er seinem Advokaten und Prokurator nothwendig Papiere zu überbringen hätte. Ich suchte ihn nicht aufzuhalten, aber meine Leute hätten es gern gethan. Bey jedem Worte dieses Thoren sah ich, wie sie von Ehrerbietung und Furcht durchdrungen wurden. Ich machte meiner Gemahlin in dem ersten Briefe, den ich an sie schrieb ein Vergnügen mit dieser kleinen Szene.

Ich kam den Abend nach Maubuisson, welches gewissermaßen eine Vorstadt von Pontoise macht. Frau von Liancourt war noch hier, und ich nahm den folgenden Tag mit ihr den Weg nach Clermont. Sie saß in einer Sänfte, ich ritt etwa 7 bis 800 Schritte voraus, und kurz hinter ihr folgte eine große, schwere Kutsche, worin ihre Kammerfrauen saßen; vor und hinter der Kutsche giengen Maulesel, die das Gepäck trugen. Eine Meile von Clermont, da wir uns eben auf einer Stelle befanden, wo der Weg durch eine steile Erdwand auf der einen, und einen jähen Absturz in ein tiefes Thal auf der andern Seite, so verengert wurde, daß genau etwa zwey Wagen neben einander Platz hatten, war der Kutscher um irgend einer Nothwendigkeit willen abgestiegen. Einer von den Mauleseln, der neben der stillstehenden Kutsche vorbeigien, erschreckte durch sein Wiehern und seine Schellen die Pferde, die zum Unglück jung und scheu waren, dergestalt, daß sie durchgiengen. Sie rissen den Wagen und seine ganze Ladung mit einer solchen Gewalt fort, daß sie zwey Maulthiere, welche sie saßen, gleich über und über stürzten. Die Weiber in der Kutsche die jetzt ihre Gefahr begriffen, da sie tausend offne Abgründe unter ihren Füßen sahen, erhoben ein Zetergeschrey. Vergebens rufen, schrien und zerarbeiteten sich der Kutscher und die Eseltreiber, die Pferde waren nicht aufzuhalten. Schon waren sie nur noch etwa 50 Schritte von der Sänfte entfernt, als die Frau von Liancourt, durch den Lärm erschreckt, den Kopf hinaus steckte. Sie that einen fürchterlichen Schrey, da sie gar kein Mittel sah, zu verhindern, daß die Sänfte nicht hinab gestürzt würde. Ich drehte mich auch um, und erblickte mit Schaudern die Gefahr dieser Frau und ihres ganzen Hausens; und doch sah ich nicht ab, wie ich ihr helfen könnte, weil ich gar zu weit entfernt war.

„Ach

„Ach Freund“ sagte ich zu la Font, „was sollen wir anfangen? Unfre Dame wird den Hals brechen; was soll aus uns werden? Was wird der König sagen?“ Zugleich rannte ich mit verhängtem Zügel darauf zu; aber alles war vergebens, und ich würde zu spät gekommen seyn.

Durch einen von jenen Glücksfällen, die einem Wunder ähnlich sehn, waren, im Augenblick der höchsten Gefahr, durch einen gewaltsamen Stos die Vorderräder an den Vorderrädern gesprungen; die Räder fuhren daher von der Achse ab und flogen auf beide Seiten, der Wagen schmiß auf die Erde und blieb fest. Eins von den Vorderpferden wurde durch den Stoß zu Boden geworfen, und hielt das Andre auf. Die Vorderpferde zerrissen die Stränge und streiften so nahe an der Sänfte hin, welche sich hart an dem Abgrunde hielt, daß man deutlich sahe, hätten sie die Kutsche nachgeschleppt, sie würden sie gefaßt und hinunter gestürzt haben. Ich hielt die Pferde auf und ließ sie durch meine Bedienten zurück bringen, und eilte dann zu der Frau von Liancourt, die vor Schrecken halb todt war. Nachher gieng ich zu dem Wagen und zog die Weiber heraus, deren Furcht nicht geringer war. Sie hätten ihren Kutscher gern ums Leben gebracht, und aus Gefälligkeit gab ich ihm eine Tracht Prügel. Endlich, da die Furcht völlig vorüber und der Wagen wieder in Stand gesetzt war, traten wir unsre Reise bis Clermont wieder an, und ich verließ keinen Augenblick mehr die Sänfte der Frau von Liancourt.

Der König war seiner Geliebten bis hieher entgegen gegangen. Eine halbe Stunde nach uns traf er ein. Während der Erzählung des überstandnen Abendtheuers, wovon man nicht unterließ ihn gleich zu unterrichten, beobachtete ich ihn, und sah ihn unruhig

werden und erlassen. Aus diesen Bewegungen, die ich nie, auch in der größten Gefahr, an ihm bemerkte hatte, war mir es leicht, die Stärke seiner Leidenschaft für diese Frau zu beurtheilen.

Nachdem die ersten Augenblicke der Zärtlichkeit vorüber waren, brachte mich der König auf seine Angelegenheiten. Die dringendste war die Nachricht, welche man ihm in einem Briefe von Rouen schrieb, daß der Herzog von Montpensier, inniger als jemals mit den unruhigen Köpfen verbunden, einen wichtigen Anschlag, den man aber nicht entdeckte, gegen seine königliche Person schmiedete, und auf alle Art seine Anhänger zu vermehren suchte. Den König schmerzte dies um desto mehr, weil er aus Neigung den Herzog liebte, und auch, da die Politik ihm verbot sich durch die Vermählung seiner Schwester mit dem Grafen von Soissons oder einem von den Lothringischen Prinzen zu verbinden, sich gewöhnt hatte, ihn als seinen künftigen Schwager zu betrachten. Er wollte, ich sollte alles andre liegen lassen und nach Rouen gehen, um den Herzog von Montpensier zu seiner Pflicht zurück zu bringen, oder seine heimlichen Bemühungen zu vereiteln.

Ich brachte sechs Tage daselbst zu, und während dieser Zeit überzeugte ich mich völlig, daß die Beschuldigung gegen diesen Prinzen durchaus falsch und ein Kunstgrif von denen war, die so gern Verwirrung in der Regierung stifteten. Weit entfernt von den Gesinnungen, welche man ihm beymaß, ließ der Herzog von Montpensier in allen seinen Handlungen und Reden nichts sehen, das nicht seine Anhänglichkeit an die Person des Königs bezeugt hätte. Diejenigen, mit denen er einst über diesen Punkt in den genauesten Verbindungen gestanden hatte, durften nicht mehr anders in seiner Gegenwart reden, und verzweifelten, ihn je-

mals

mals wieder zu gewinnen. Den einen Tag, da er mir die Ehre erzeigt hatte, mich zu Tische zu bitten, sprach er gegen mich mit einer Ehrlichkeit und Freimüthigkeit von seinen Gesinnungen, deren er, wie jeder der ihn kennet sehr gut weiß, nicht fähig gewesen wäre, wenn er sich schuldig gefühlt hätte. Ob er gleich nicht daran dachte, sich zu rechtfertigen, so giebt es doch gewisse stumme Beweise der Unschuld, in denen man sich so leicht nicht betrügt. Er umarmte mich verschiedne male, als einen Mann, den er wegen seiner Ergebenheit für den König liebte; um dieser Eigenschaft willen versprach er mir seine Freundschaft, von der ich in der Folge manchen Beweis erhalten habe. Ich sprach mit ihm von seiner Heirath mit der Prinzessin, als von einer Sache, worin der König eben so eifrig als er selbst sein Glück suchte. Er gestand mir, er hätte nie etwas so brennend gewünscht, als dieses, aber er dürfte sich nicht mehr damit schmeicheln, sagte er, da er nichts an sich sähe, das im Stande wäre, ihm das Herz der Prinzessin zu gewinnen, oder das Uebergewicht des Grafen von Soissons zu überwinden. Ich war ganz mit den Gesinnungen des Herzogs von Montpensier zufrieden, und beschloß dem König die vortheilhafteste Rechenchaft davon abzulegen. Die übrige Zeit meines Aufenthalts zu Rouen wendete ich an, meine alten Freundschaften mit dem Ersten Präsidenten von Boquemare, den Herren von Lanquetot, Gremouville, Bouterode, und Verniere, welche alle Parlaments Glieder waren, mit den Aebten von Tiron und Martimbault, mit Motteville, des Hameaur, dem Kapitän des alten Pallastes du Mesnil, mit Menencourt, Mesaitbasil und Andern zu erneuern. Sie bewirtheten mich und ich bewirthete sie wieder; ich war bey la Pile, einen von meinen besondern Freunden abgetreten.

Ich fand den König noch zu Amiens, und wenige Tage nachher kamen die Deputirten der vornehmsten Städte von Provence und Languedoc an. Heinrich nahm ihre Komplimente und Reden mit seiner gewöhnlichen Güte auf. Der Abgeordnete von Marseille, der für eine so alte und zu jeder Zeit ihren Fürsten so treue Stadt sprach, wurde mit dem größten Vergnügen gehört.

Mein Bericht hatte dem König nicht nur seinen Irrthum wegen alles dessen, was man dem Herzog von Montpensier hatte aufbürden wollen, benommen, sondern ihn auch mehr als jemals von der Liebe desselben überführt. Er beschloß nun, einen letzten Versuch zu seinem Besten zu machen, und ich hatte das Unglück, daß er mir wieder diesen neuen Auftrag gab. Eines Abends ließ er mich vor sein Bette kommen, und sagte mir, ich müßte zu der Prinzessin Katharina reisen, unter dem Vorwande, daß ich blos in seinem Namen ihr einen Besuch abstattete; in der That aber, um sie zu bewegen, daß sie für den Herzog von Montpensier die Gefinnungen annähme, die sie, seit der Rückgabe des Heirathsversprechens, noch immer für den Grafen von Soissons hegte. Nach dem, was über diese Sache schon zu Chartres vorgefallen war, hielt ichs für Verwegenheit, mich noch darein zu mengen, und für durchaus unmöglich, sie glücklich durchzusetzen. Ich beschwor den König, mir bey der Prinzessin und dem Grafen diesen letzten Grund, mich ewig zu hassen, zu ersparen. Aber alle meine Bitten, so dringend ich sie auch wiederholte, waren vergebens. Er antwortete mir blos mit dem Sprichwort: gute Herren machen dreiste Bediente; und es blieb mir nichts übrig, als zu gehorchen.

Meine

Meine letzte Zuflucht war noch, den Auftrag schriftlich zu verlangen, damit ich mich einst damit vor dem Schicksal so vieler Hofslinge schützen könnte, die in Ungnade gefallen waren, weil sie ihren Herren zu blindlings gegen Personen von solchem Range gedient hatten. Ich verlangte daher, daß der König mir außer dem bloßen Höflichkeits Briefe für die Prinzessin, den er mir mitgeben wollte, auch noch einen andern anvertrauen sollte, worin die Ursach meiner Reise, die Befehle, die er mir gab, die Art, wie ich sie ausführen, und die Gründe, womit ich sie unterstützen sollte, angezeigt wäre. Heinrich, immer etwas lebhaft, so bald vom Point d'Honneur die Rede war, antwortete mir auf diesen Antrag, seine ärgsten Feinde hätten nie eine andre Sicherheit, als sein Wort verlangt. Ich antwortete ihm, ich verspräche, nicht anders als im äußersten Fall Gebrauch davon zu machen; übrigens könnte mir diese Schrift bey der Prinzessin nöthig seyn, im Fall sie etwa sich geneigt zeigen sollte, seinem Willen zu gehorchen, wenn ich ihr deutlich beweisen könnte, worin er bestünde. Durch diesen letzten Grund ließ er sich bewegen, und ich begab mich, mit diesem authentischen Stücke zwar versehen, aber ohne zu wissen was für eine Figur ich machen sollte, auf den Weg nach Fontainebleau, wo die Prinzessin sich damals aufhielt.

In Paris hielt ich mich nur vier und zwanzig Stunden auf, und kam dann bey der Prinzessin an, die mich mit einiger Ungeduld erwartete, weil der König ihr schon einige Tage vorher durch Lomenie von meiner Reise hatte vorläufige Nachricht geben lassen, doch ohne ihr die Ursach davon zu sagen. Sie schmeichelte sich, (denn wie man in der Liebe alles fürchtet, so hofft man auch alles) ich käme vielleicht, um den Grafen von Soissons glücklich zu machen. Dieser Gedanke

machte mich selber glücklich, so lange er dauerte, das heißt, die beiden ersten Tage, welche ich bloß mit Höflichkeiten und Komplimenten hingehen ließ. Am dritten Tage änderte sie schon ihren Ton, da sie sah, daß ich bloß aus der Ursach auf ihre Liebe kam, um ihr zu sagen, der Graf von Soissons hätte sich durch alle seine Unbesonnenheiten den Haß des Königs dergestalt zugezogen, daß sie gar nicht mehr darauf denken dürfte, ihn zu ihrem Gemahl zu machen. — Ich glaubte, erst den Einen entfernen zu müssen, ehe ich es unternähme, dem Andern günstige Aufnahme zu bewirken.

Ob ich gleich, indem ich von dem Grafen sprach, mich immer der gelindesten Ausdrücke, die mir nur einfallen wollten, bediente, so hatte er doch in der Prinzessin eine heftige Verfechterin. Ihre ganze Antwort bestand bloß aus den stärksten Beinamen, mit denen sie mich beehrte, und der Drohung, mich um die Gunst ihres Bruders zu bringen. Ueber ein so heftiges und so plötzliches Auffahren erschrocken, suchte ich nur sie zu besänftigen, denn sonst hätte mein Auftrag gleich ein Ende gehabt. Ich bat sie nur, mich anzuhören, und fieng eine lange Rede an, ob ich gleich selbst nicht recht wußte, was ich darin sagen wollte. Vor allem andern begann ich mit einer langen und beredten Versicherung meiner Ehrfurcht, meiner Ergebenheit, meines eifrigen Wunsches ihr zu dienen. Vergebens rüste ich während der Zeit meine Einbildungskraft zu Hülfe, mir etwas einzugeben, das sie beruhigen könnte, denn der vernünftigste Grund, den ich ihr anzuführen wußte, die Beleidigungen die der König von ihrem Geliebten empfangen hatte, war grade das, was sie am meisten aufbrachte. Dennoch wagte ich es, und bat sie, ernstlich zu erwegen, ob dieser Prinz durch seine Aufführung es verdient hätte, daß Heinrich sein Glück zu machen

sich

sich bemühte. Nur die Hoffnung, daß eine Rede, die ihr so wenig gefiel, vielleicht auf eine für ihre Liebe angenehmere Art endigen möchte, zwang die Prinzessin beynähe wieder ihren Willen, zuzuhören. Ich sah es deutlich an der abwechselnden Bläße und Röthe, die auf ihrem Gesicht die vorübergehenden Zornwolken anzeigten.

Indessen fuhr ich fort, ihr mit der möglichsten Schonung alle die Ursachen zur Unzufriedenheit vorzustellen, welche der Graf dem König gegeben hatte, und besonders seine Entweichung in Bourgogne, die selbst eine Geliebte nicht würde entschuldigen können. Daben unterließ ich sorgfältig nicht, sehr oft zu wiederholen, ich für meine Person hielte den Grafen weit entfernt von den Gesinnungen, die man, seines Betragens wegen, ihm vielleicht bemessen könnte. Ich ließ sie bemerken, was dieses für Folgen grade jetzt in Ansehung des gegen die Prinzessin von Conde angefangnen Prozesses haben müßte, weswegen der junge Prinz, der noch ein Huguenot war, ungewiß über sein Schicksal in einer Art von Verbannung zu Rochelle lebte. Die Sache war eine von denen, wo das Recht allein nicht hinreichend ist, und es würde den Anhängern des jungen Prinzen schwer geworden seyn, alle die Beschuldigungen gegen die Mutter zu widerlegen, und dem Sohn seinen Rang als ersten Prinzen vom Geblüt und wahrscheinlichen Kronerben zu versichern, wenn nicht der König in der Folge den Prozeß unterdrückt und dadurch die Rechtfertigung der Einen und die Vertheidigung des Andern selbst übernommen hätte. Ich gab der Prinzessin zu verstehen, daß der Graf von Soissons jetzt sein Schicksal in Händen hätte; daß er aber die gute Absicht des Königs sich so schlecht zu Nuzze machte, daß er, bey einer Gelegenheit, wo es für ihn auf nichts ge-

ringeres ankäme, als an die Stelle des Prinzen von Conde zu treten, wahrscheinlich Seine Majestät dahin bringen würde, seinen Gegner zu unterstützen. — Mit einem Wort, ich gab mir so viele Mühe, daß ich glaube, jeder Andre würde das Unrecht des Grafen eingesehen haben.

Die Prinzessin, die während dieser ganzen Rede in tiefes Nachdenken versunken war, das aber mehr aus bitterm Kummer als aus weiser Ueberlegung entstand, unterbrach mich hier, um mich zum Schluß zu bringen, den ich ihr als vortheilhaft vorgestellt hatte, und der sich immer weiter entfernte, ja länger ich redete. Da sie aber Einmal das Wort genommen hatte, so war sie nicht im Stande wieder aufzuhören; ihr Verdruß gewann wieder die Oberhand, und sie brach zum zweiten male gegen mich und gegen den König los. Ich suchte blos sie zu betrügen, sagte sie, und ihr Bruder, setzte sie spöttisch hinzu, liebte sie so sehr, daß er sich gar nicht entschließen könnte, sie weg zu geben. Zum Beweis machte sie mir ein weitläufiges Verzeichniß aller derer, die für sie geseufzt hätten. Bey einigen von diesen wäre mir es leicht gewesen, ihr zu zeigen, daß sie durch ihre eigne Schuld vortheilhafte Heirathen verfehlt hatte; zum Beyspiel, als sie den König von Schottland ausschlug. Sie verschonte weder ihre Mutter noch Heinrich den dritten, welche alle das ihrige beygetragen hätten, um sie im ehlosen Stande zu erhalten. Ihr Herz, das nach so vielen Schmähungen endlich auch gern einmal loben wollte, brachte natürlich alles Lob auf den Grafen von Soissons, und dieser Artikel wurde im entgegengesetzten Stil nun noch weitläufiger ausgeführt.

Endlich besann sie sich, daß sie mich blos unterbrochen hatte, um desto eher den guten Rath zu hören,

ren, durch welchen, wie ich ihr gesagt hatte, das Vergangne wieder verbessert werden könnte. Sie verlangte jetzt so gleich ihn bestimmte zu wissen, aber sie that dieses mit eben dem boshaften und spöttischen Ton, so daß ich immer deutlicher sah, keine menschliche Beredsamkeit würde im Stande seyn auf ihre Gesinnungen zu wirken. Da sie aber die Frage dringend wiederholte, antwortete ich ihr: das Vergangne kann nur dadurch gut gemacht werden, wenn Sie grade das Gegentheil von dem thun, was der Graf von Soissons bisher gethan hat. Die kurze Zeit, die ich brauchte, um diese Worte zu sagen, war hinreichend mich zu überzeugen, daß ich vergebens den Herzog von Montpensier in Vorschlag bringen würde. Ich betrachtete daher meinen Auftrag als beendigt, oder vielmehr, als völlig fehlgeschlagen; und suchte nur noch, mit so unbestimmten und allgemeinen Ausdrücken, daß ich ihr dadurch gar keinen Vortheil über mich einräumte, noch Anlaß gäbe zu behaupten, ich hätte ihr mein Versprechen nicht gehalten, mich aus dieser unbequemen Lage zu ziehen. Unter allen Arten des Stofs zum Reden findet man diesen am leichtesten. Ich warf mich gleich auf die Pflichten der Könige, und breitete mich weitläufig darüber aus, ob ich gleich weiter keinen Schluß daraus ziehen wollte, als daß man von dieser Seite dem König gar keinen Vorwurf machen könnte. Aus der Folgerung selbst wurde wieder eine neue förmliche Abhandlung in mehreren Abtheilungen, wo ich sehr gründlich über Heinrichs Langmuth redete. Um endlich doch mit etwas Bestimmtem zu endigen, weil gegen meine Erwartung die Prinzessin die Gütigkeit hatte, bey dieser langen Predigt keine lange Weile zu zeigen, so gab ich ihr die pünktliche Versicherung, daß man bey Heinrichs bekanntem Charakter alles billige, was man von ihm forderte, gewiß erlangen würde.

Die

Die Prinzessin, über einen so plötzlichen Abfall erstaunt, fragte mich nicht ohne Grund, ob ich ihr weiter nichts zu sagen hätte; denn es ist wahr, daß ich mir viele Mühe gegeben hatte ohne eben weiter zu kommen. Ich antwortete ihr, es bliebe mir noch manches übrig. Es war über unsrer langen Unterredung Abend geworden, und ich hoffte, sie so ermüdet zu haben, daß sie mich völlig abfertigen würde. Aber ich hatte mich geirrt; sie entließ mich nur bis auf den folgenden Tag, und das mit einem zugleich schalkhaften und mürrischen Wesen, welches, nebst einem Wink mit den Augen, und einigen abgebrochnen Worten über den Streich, den ich ihr zu Chartres gespielt hatte, die ich beym Hinausgehn hörte, mir von sehr übler Vorbedeutung schien.

Nur der Eingebildetste von allen Menschen hätte nun noch sich schmeicheln können, sie zu überreden; auch war ich weit entfernt von diesem Gedanken, und ich würde sehr froh gewesen seyn, hätte sie, als ich sie verließ, mir befohlen, nicht wieder vor ihre Augen zu kommen. Den folgenden Tag zu der mir bestimmten Stunde, gleich nach ihrer Mittagstafel, gieng ich wieder hin. Sie hatte sich früher als gewöhnlich in ihr Kabinet begeben, und daselbst mit der Frauen von Rohan, von la Guiche, la Barre und von Neufvy eingeschlossen, von welchen Allen ich keine guten Dienste erwarten konnte. Ich blieb im Vorzimmer und unterredete mich mit den Frauen von Gratain und Paugeac und zwey andere Fräuleins, die eben so gut, als die andern übelgesinnt waren. Ich gestand ihnen, daß ich es nicht würde ungern gesehen haben, wenn sie die Stelle der andern Damen in dem Kabinet der Prinzessin eingenommen hätten, welche, wie ich gewiß wäre, ihr in diesem Augenblick sehr schlecht riethe. Sie suchten mir

mir es auszureden, aber ihr Ton bestärkte mich nur mehr in meiner Meinung.

Die Prinzessin brauchte wenigstens eine Stunde um sich vorzubereiten, dann kam sie heraus, und sagte mir, als sie mich erblickte, sie wolle mir jetzt ihre Antwort geben. Aus der studirten, kalten und verachtenden Mine, womit sie diese Worte sprach, konnte ich leicht errathen, wie sie ausfallen würde. Ich folgte ihr in der unangenehmsten Fassung, die sich denken läßt. Sie ersparte mir die Mühe zu reden, indem sie gleich damit anfieng, „sie spräche mich von allem, was ich versprochen hätte ihr zu sagen, los; ich sollte weiter nichts thun, als sie selbst anhören. Dann gab sie ihrem Anstand noch einen stärkern Grad von Verachtung und Hoheit, und begegnete mir, ich muß es gestehn, in Gegenwart so vieler Zeugen, als dem elendesten Menschen;“ und der sichs doch einfallen liesse, sagte sie, den Mann von Wichtigkeit und den geschickten Politiker zu machen, da ich doch im Grunde nichts wäre, als ein niederträchtiger Schmeichler, der blos ihr das Geständniß von Fehlern, die sie und der Graf von Soissons nicht begangen hätten, entreißen wollte, um mich dadurch bey dem Könige beliebt zu machen, der selbst über die Rolle, die ich spielte, äußerst aufgebracht wäre. Sie konnte nicht umhin zu zeigen, daß sie ein Weib war, die Menge ihrer Worte paßte schlecht zu ihrem angenommenen Anstande. Es fiel ihr ein, daß ich den Abend vorher etwas von ihrer und des Grafen Aufführung in Bearn gesagt hatte. Sie machte jetzt eine gar nicht passende Vertheidigung derselben; Pangeac nannte sie einen groben Kerl, der noch nicht alles hätte, was er verdiente. Sie nahm es sehr übel, daß ich von den Pflichten der Könige gesprochen hatte. Von dieser Abschweifung kam sie zurück, und sagte mir, um alles in
zwey

zwey Worte zu fassen und mir die Lust zu benehmen, mich mit meinem Auftrage zu brüsten, es wäre sehr unklug und sehr unbesonnen von mir, mich in die Angelegenheiten einer Person zu mischen, die so weit über mich erhaben wäre; ich wäre nichts, als ein kleiner Landjunker, dessen größte Ehre darin bestünde, daß er jung in ihrem Hause ernährt worden wäre; weder ich noch meine ganze Familie hätten leben können, wenn wir nicht den Prinzen von Navarra den Hof gemacht hätten. Meines Gleichen aber, wenn sie sich vergäßen und sich zwischen hohen Personen einmischen wollten, hätten immer das Schicksal, früh oder spät aufgeopfert zu werden, ohne daß ihnen die Ehre zu Theil würde, Aufsehn erregt zu haben. Diese ganze Stelle war trefflich ausgearbeitet, und von Weiberhand. Und da sie wohl wußte, daß Niemand, selbst der Graf von Soissons nicht, wenn er gleich Prinz vom Geblüt war, solche Reden hätte gegen mich führen dürfen, so setzte sie noch hinzu, als das beleidigendste, was sie hatte ersinnen können, es wäre nicht allein in ihrem, sondern auch in des Grafen Namen, daß sie so mit mir spräche. Der Schluß war dem Ganzen angemessen. Er bestand in einer sehr heftigen Drohung, mich mit einem einzigen Worte bey dem König zu stürzen, und einem Verbot, mich niemals, wo sie auch seyn möchte, vor ihren Augen sehen zu lassen.

Ich glaube nicht, daß irgend ein Unterschied des Standes oder Geschlechts das Recht geben kann, eine Reihe so beleidigender Ausdrücke zu gebrauchen. Es geschieht wahrhaftig nicht aus Eitelkeit, daß ich sie hersehe. Aber weil die Prinzessin von den Worten zu Thaten schritt, und mich zwang, zu meiner Vertheidigung zum ersten male die Ehrfurcht aus den Augen zu setzen, die ich der Schwester meines Herrn schuldig war; so

so habe ich geglaubt, die Nothwendigkeit die mich dazu brachte nicht besser rechtfertigen zu können, als wenn ich unsre Unterredungen mit denselben Worten, die dazu Anlaß gaben, treulich hersetzte. Obgleich meine Eigenliebe durch eine so unwürdige Behandlung tief verwundet wurde, so hatte ich doch in dem Augenblick genug Herrschaft über mich selbst, und genug List um nichts davon merken zu lassen. Ich sage List, denn hätte ich nur die geringste Veränderung auf meinem Gesichte, oder Bitterkeit in meinem Ton gezeigt, so würde die Prinzessin ohne mich anzuhören sich entfernt, und einen Triumph davon getragen haben, den ich natürlicher Weise wenigstens in Gegenwart der Personen, die daran Antheil hatten, oder auch nur Zeugen waren, etwas nieder zu schlagen wünschte.

Ich nahm daher das Wort mit einer angenommenen Schüchternheit, wie ein Mensch, der sich gern entschuldigen möchte. Um sie zu bewegen, mich bis zu Ende anzuhören, sagte ich ihr gleich zu erst, es thäte mir unendlich leid, daß sie durch böse Nachschläge bewogen worden wäre, in meinen Worten etwas zu finden, was ich gar nicht hätte hinein legen wollen, und daß mir dieses von ihr eine Behandlung zugezogen hätte, die ich nicht verdiente. Es wäre mir leicht, sie von meiner Unschuld in Ansehung aller der Vorwürfe, die sie mir machte, zu überzeugen. Um mit dem anzufangen, was den Grafen beträfe, so wüßte sie selber, daß ich bey allem, was ich von ihm gesagt, stets hinzugefügt hätte, ich vor meine Person wäre von der Rechtschaffenheit seiner Gesinnungen überzeugt. Durch diesen Eingang hielt ich die Prinzessin auf; sie glaubte gewiß noch das Vergnügen zu genießen, mich zu ihren Füßen um Verzeihung stehen zu sehen.

Mit

Mit demselben kalten Blute fuhr ich fort: Um den Vorwurf zu heben, den sie darauf zu gründen schien, daß man einen geringen Edelmann, der nicht werth wäre sich ihr zu nähern, an sie geschickt hätte; so wollte ich nur sagen, daß, ob ich gleich wegen der schlechten Wirthschaft meiner Vorfahren weder die Güter noch die Würden, auf die ich Anspruch machen könnte, besäße, dennoch zu verschiedenen Zeiten die Töchter aus meiner Familie mehr als Hunderttausende zum Braut-schatz in die Häuser Bourbon und Oestreich gebracht hätten; und ich führte diese Probe bloß statt tausend anderer an, welche ich hinzu fügen könnte. Weit entfernt, dem König, seitdem ich in seinen Diensten stünde, beschwerlich zu fallen, hätte er vielmehr einige mal mich so glücklich gemacht, in seinen Bedürfnissen seine Zuflucht zu mir zu nehmen. Indessen gestünde ich, daß kein Grund in der Welt mich würde entschuldigen können die Befehle Seiner Majestät überschritten zu haben, wenn ich in der That dazu fähig gewesen wäre. Zu gleicher Zeit zog ich die zweite Schrift des Königs aus der Tasche, welche auch in Form eines Briefes an die Prinzessin gerichtet war, und indem ich mir die Verwunderung, in die ich sie gestürzt hatte, zu Nutze machte, sagte ich ihr, um meine Botschaft zu endigen ehe ich sie auf immer verlasse, müßte ich mit der tiefsten Ehrfurcht ihr doch vorstellen, daß, da der König Vater-stelle bey ihr verträte und auch über das ihr Herr und König wäre, ihr weiter nichts übrig bliebe, als sich dem Willen desselben zu unterwerfen. Ohne darauf zu hören, was der Graf von Soissons ihr eingeben könnte, müsse sie sich entschließen, entweder einen Gemahl von der Hand ihres Bruders anzunehmen, oder sich seine Ungnade zuzuziehen. Es würde ihr aber in diesem letzten Fall sehr empfindlich fallen, nachdem sie mit dem Aufwand einer Königin gelebt hätte, sich auf ein
sehr

sehr mittelmäßiges Vermögen eingeschränkt zu sehen; denn es könne ihr nicht unbekannt seyn, daß der König, auch außer seinen ansehnlichen Geschenken, indem er ihr die Güter, welche sie genöthe, überlassen hätte, mehr mit seinem Herzen, als mit den Gesetzen und Gebräuchen von Navarra, nach denen sie nur sehr wenig würde bekommen haben, zu Rathe gegangen wäre.

Diese letzten Worte rissen sie wieder ihren Willen aus der Kälte und dem höhnischen Wesen, welches sie zu zeigen sich bestrebte, um sie in die heftigste Wuth, der eine Frau fähig ist, zu stürzen. Nachdem sie ihr durch alles was der Zorn eingeben kann (diese Erzählung ist schon zu lang, um es noch her zu setzen) Lust gemacht hatte, gieng sie in ihr Kabinet und ich zog mich sachte nach der Treppe zurück. Als ich herunter gieng, kam die Frau von Neufroy gelaufen, und sagte mir, die Prinzessin wollte den Brief haben, den ich ihr gezeigt hätte. Dies war eine neue List von diesen vier Frauen, welche sie überredet hatten, daß sie wirksamer meine Ungnade bey dem König würde befördern können, wenn ich seinen Brief aufgeopfert zu haben schiene. Ich merkte die Schlinge, und antwortete der Frau von Neufroy, es schiene mir wunderbar, daß die Prinzessin mir jetzt den Brief abfordern liesse, da sie doch vorher sich geweigert hätte, den Inhalt desselben zu hören. Ich könnte ihn Niemanden, als der Prinzessin allein mittheilen, und ihn ihr auch nur blos vorlesen, weil ich selbst ihn behalten müßte. Dies war nicht, was die Botschafterin gewollt hatte; sie kehrte zurück ohne ein Wort zu antworten.

Ich gieng den Abend bis Moret, wo meine Gemahlin war, hielt mich aber hier nur vier und zwanzig Stunden auf, und eilte dann nach Paris dem Kurier entgegen, den ich von Fontainebleau an den König ab-

gefertigt hatte. Ich erstaunte nicht wenig, statt desselben nur den jungen Voëße, den Haushofmeister der Prinzessin ankommen zu sehn, welcher mir einen Brief mitbrachte, über den ich noch mehr erstaunte, als ich erkannte, daß er von dem König war. Es war mir bekannt, daß Voëße derjenige war, den die Prinzessin ihrer Seits an ihren Bruder gesandt hatte, und ich sah, daß dieser Brief offen an sie geschickt worden war, und daß ich ihn nicht eher erhielt, als bis sie ihn in Händen gehabt, und mit ihrem Siegel besiegelt hatte. Alle diese Zeichen ließen mich an meinem Unglück nicht mehr zweifeln; eine traurige Ahndung sagte mir es vorher, und ich erbrach den Brief mit Zittern. Sie wurde nur zu gut erfüllt. Anstatt des Lobes und der Beweise von Güte und Zutrauen, womit Heinrichs Briefe an mich gewöhnlich erfüllt waren, trafen meine Augen blos auf einen herben Befehl, der Prinzessin Genugthuung zu geben. „Seine Majestät,“ so hieß es, „könne nicht zugeben, daß ein Unterthan eine Prinzessin, und seine Schwester, beleidigte, ohne ihn so gleich, dafür zu bestrafen, wenn er nicht durch Unterwerfung, seinen Fehler wieder gut machte.“

Dieser Streich, ich gesteh' es, schlug mich zu Boden, und das um so mehr, da ich gar nicht denken konnte, daß mein Votum dem König meinen Brief nicht sollte überbracht haben, und ich daher sahe, daß, selbst nachdem er ihn gelesen hatte, er mich so behandelte. Welche Betrachtungen stellte ich damals nicht über das Unglück an, zu Ausgleichungen unter Großen gebraucht zu werden, und über die Gefahr, Königen zu dienen? In Hinsicht auf Heinrichen warf ich mir nichts vor. Ich hatte ihm vier und zwanzig Jahre mit einer Unverdroffenheit und einem Eifer gedient, den nichts erkalten konnte. Wider meinen Willen hatte ich einen
so

so unangenehmen Auftrag übernommen. Das Schreiben, das ich mir hatte geben lassen, enthielt tausend Dinge, die weit härter waren, als alles, was ich der Prinzessin gesagt hatte; und ich hatte sie ihr in einem Augenblick erspart, wo ich vielleicht zu entschuldigen gewesen wäre, wenn ich sie noch vergrößert hätte. Mein ganzes Verbrechen war höchstens, zu treulich gehorcht zu haben, und dennoch opferte mich der König so grausam auf, und ohne die geringste Rücksicht weder auf die Gründe, die ich anführte, noch auf seine eignen Befehle. Diese Undankbarkeit durchdrang mich, und alle meine Gedanken strebten nach dem festen Entschluß hin, auf ewig den Hof zu verlassen.

Raum aber hatte ich diesen Entschluß gefaßt, so fand ich schon wieder tausend Ursachen, die ihn bestritten. Schon oft hatte ich die Erfahrung gemacht, daß Heinrich eine solche Gewalt über meinen Willen erlangt hatte, daß nach tausend Schwüren von meiner Seite, ein einziges seiner Worte hinreichte, mich, wie durch Bezauberung wieder zu ihm zurück zu ziehn. Zu dieser Betrachtung gesellte sich die Hinsicht auf meinen Vortheil. Sollte ich mich aussetzen, den gerechten Lohn meiner Dienste, in dem Augenblick wo ich ihn beynahe erreicht hatte, zu verlieren? Und jetzt, wo ich durch die Enterbung von dem Vikonte von Gene um 50,000 Livres Einkünfte gebracht, durch einen langen und kostbaren Dienst erschöpft war, mein Haus wieder einrichten mußte, und durch die Fruchtbarkeit meiner Gemahlin mit einer zahlreichen Familie bedroht wurde; jetzt war dieser Lohn meine einzige Hülfquelle, das einzige Kapital, das ich nicht vernachlässigt hatte. Wie aber konnte ich auf der andern Seite mich überwinden, hinzugehn und die stolzen Begegnungen einer Prinzessin als ein Verbrecher über mich ergehen lassen, gegen die

ich kurz vorher eine so ganz verschiedne Rolle gespielt hatte? Und daß sie mir den Kelch so bitter als nur möglich machen würde, deß konnte ich sehr gewiß seyn. Ich glaube, daß Jedermann sich hier an meine Stelle setzen, und sich die Bewegung und die Beklemmung meines Herzens vorstellen wird.

Am Ende ergriff ich noch ein ganz gescheutes Mittel, ob es gleich nicht im Stande war, den Kummer, der mich nagte, zu vertreiben. Ich stellte mich krank; und es überfiel mich auch eine so finstre Schwermuth, die wohl fähig gewesen wäre, einen Theil von den üblen Zustände meiner Seele dem Körper mitzutheilen. Die Ursach meines Verdrusses entdeckte ich Niemanden. Ich ließ einen Arzt holen, der mir die Folgen eines Uebels, welches doch bloß meine Erfindung war, auf die fürchterlichste Art vorstellte, mir aber doch versprach, durch Aderlässe und Arzneien mich davon zu heilen.

Um vier Uhr Nachmittags erschien ein andrer Arzt, welcher die Kunst verstand, mir meine Gesundheit wieder zu geben. Es war Picaut, mein Kurier, welchen ich mit Ungeduld erwartete, um auf seinen Bericht meinen letzten Entschluß zu fassen. Er erzählte mir, daß er das Unglück gehabt hätte, sich unterwegs den Fuß zu verrenken, wodurch ihm der Kurier der Prinzessin zuvorgekommen wäre, und überreichte mir einen eigenhändigen Brief von dem Könige, der alle meine Schmerzen heilte. Er schrieb mir, ich würde jetzt über seinen ersten Brief wohl sehr aufgebracht seyn; er hätte ihn in einer ersten Aufwallung von Hitze, wie ich sie an ihm kannte, auf übertriebne Klagen und die dringendsten Bitten seiner Schwester geschrieben. Um mich aber zu trösten, gäbe er mir sein Wort, daß er alles, was ich gethan hätte, billigen wollte, und mir so gar auf diesen Fall erlaubte, mich seines eignen Brie-

fes

ses gegen ihn zu bedienen. Er endigte mit diesen Worten: „Kommt zu mir, damit Ihr mich noch genauer von allem, was vorgefallen ist, unterrichten, und Euch überzeugen könnt, daß ich Euch noch eben so lieb habe, als jemals, sollte ich auch den alten Wahlspruch der „Bourbons, mag drüber knurren, (Qui qu'en grogne — buchstäblich: wer auch drüber grunzt) wer will, wieder annehmen. Lebt wohl, mein Freund.“ An diesem herzlichen und vertraulichen Ton erkannte ich meinen alten Herrn wieder. Dieser Brief war vom 17ten, der erste vom 15ten May, beide von Amiens, wohin ich mit Tages Anbruch mich auf den Weg machte, und den folgenden Tag ankam. Ich verhehlte und verstellte nichts von allen dem, was zwischen der Prinzessin und mir zu Fontainebleau vorgefallen war, und der König bezeugte mir durch seine vermehrten Liebesungen, daß er meine ganze Aufführung billigte.

Um nicht zu oft durch eine Erzählung, die liberalall ihren Platz finden kann, den Faden der Geschichte zu unterbrechen, will ich hier mit wenig Worten alles, was diese Sache angeht, beendigen. La Varenne, der bey Hofe den Auftrag hatte, den Vortheil der Prinzessin zu besorgen, unterließ nicht, ihr von der guten Aufnahme, die ich bey dem König gefunden hätte, und von der Neuigkeit, welche sich auszubreiten anfieng, daß ich das Haupt des ganzen Finanzwesens werden würde, Nachricht zu geben. Sie sah daraus leicht ein, daß sie nicht allein ihre Rache aufgeben müßte, sondern daß es auch ihr Nutzen seyn würde, in der Folge mit einem Manne gut zu stehen, durch dessen Hände künftig alle Verordnungen wegen der Unterhaltung ihres Hauses gehen würden. Vielleicht fühlte sie ihr Unrecht, oder wenn sie es noch immer auf meiner Seite glaubte, so hatte sie die Großmuth es mir zu verzeihen.

Dem sey wie ihm wolle, so muß ich zum Lobe dieser Prinzessin gestehen, daß dies ein Zeichen von Seelengrößte war, dessen wenige andre würden fähig gewesen seyn. Hätte man aus ihrem Charakter ein Uebermaaß von Lebhaftigkeit wegnehmen können, welche sie nicht im Stande war zu überwinden, und zu der in dieser Sache noch die Gewalt der unbändigsten aller Leidenschaften sich gesellte, so würde nur ein von Natur gutes und biegsames Herz, das selbst der Freundschaft und der Dankbarkeit fähig war, übrig geblieben seyn.

Sie wählte die Frau von Pangeac, welche eine von meinen Freundinnen war, um ihr ihre veränderten Gesinnungen gegen mich mitzutheilen. Sie that selbst bey meiner Gemahlin die ersten Schritte. Ich hatte diese zu Moret im Kindbette gelassen. Nachdem sie wieder hergestellt war gieng sie eines Tages nach Fontainebleau in die Predigt, und kehrte zurück ohne der Prinzessin ihre Aufwartung gemacht zu haben, indem sie eine leichte Unpäßlichkeit derselben, welche sie im Bette hielt, zum Vorwand nahm. Frau von Pangeac machte ihr Vorwürfe darüber, im Grunde auf Anstiften der Prinzessin, ob sie gleich sich stellte, als ob sie es für sich selbst thäte. Meine Gemahlin sah sich genöthigt zu antworten, der Fuß, auf dem Madame mit mir stünde, erlaubte ihr diese Ehre nicht. Bey einer zweiten Reise nach Fontainebleau ließ ihr die Prinzessin sagen, die Ursach, die sie der Frau von Pangeac angegeben hätte, dürfe sie nicht abhalten, zu ihr zu kommen, und nahm sie mit der gnädigsten Art auf. Sie gestand ihr freimüthig, sie sey noch nicht ganz mit mir ausgesöhnt, weil sie nach allen den Beweisen ihrer Freundschaft, die sie mir in ihrer Jugend gegeben hätte, ganz was anders von mir erwarten zu können sich berechtigt hielt. Sie erzählte nachher meiner Gemah-

lin

lin von einer Menge Lustbarkeiten so wohl zu Pau als bey dem Baron von Miossens, wo sie mir die Ehre erzeigt hatte, mich zu ihrem Begleiter zu nehmen, und insbesondrer von einem Ringelrennen, wo ich den Preis, einen Ring von mittelmäßigem Werth, davon getragen, sie aber, als ich ihn aus ihren Händen empfangen sollte, ihn ausgetauscht, und mir einen Andern, der 2000 Thaler werth war, dafür gegeben hatte. Sie vergaß nicht, daß mein Vater oft die Königin, ihre Mutter, auf seinen Armen getragen hätte. Bey dem Allen, sagte sie sehr verbindlich zu meiner Gemahlin, hätte sich doch nie ihre Empfindlichkeit bis auf sie erstreckt; sondern sie liebte ihre Gemüthsart und ihren Charakter. Ueber den Oheim meiner Frau, den Herrn von Saint-Martin, welcher erster Kammerjunker des Königs gewesen war, sprach sie sehr gnädig mit ihr, und auch über die Frau von Saint-Martin, welche eine Schwester des Herrn von Miossens, und folglich eine ziemlich nahe Verwandte der Prinzessin war.

Meine Gemahlin kehrte sehr vergnügt, und mit dem festen Entschluß zurück, alles anzuwenden, um mich wieder bey Madame in Gunst zu setzen. Dies erste mal ließ sie sich davon nichts merken, aber nachher gab sie sich mit gutem Erfolg Mühe darum. Eines Tages, da sie meine Aufmerksamkeit, die Anweisungen wegen der Bezahlung ihrer Hofleute auszufertigen, anführte und ihr vorstellte, daß nur die wiederholten Befehle Sr. Majestät mich hätten bewegen können, den Widerwillen zu überwinden, den ich gegen den Auftrag fühlte, der sie so sehr beleidigt hatte, vereinigte sich Frau von la Force, die grade neben dem Bette der Prinzessin saß, mit meiner Gemahlin. Die Frau von Pangrac unterstützte sie, und, was mich sehr gewundert hat, auch Frau von Rohan und Frau von la Barre.

Alle diese Damen bewogen die Prinzessin, mich auf der Stelle holen zu lassen. Von diesem Augenblick an, wo sie meine Unschuld erkannte, beehrte sie mich mit einer solchen Zuneigung, daß sie keinen andern Vertrauten aller ihrer Geheimnisse mehr hatte. Sie war es, die die Heirath meiner ältesten Tochter mit dem Herzog von Rohan, ihrem nächsten Verwandten von der Seite der verstorbenen Königin, ihrer Mutter, und dem Erben ihrer Güter in Navarra, in Vorschlag brachte und aus allen Kräften begünstigte. Damals war dem König diese Heirath nicht recht; nachher aber kam er von selbst darauf zurück. Als endlich die Prinzessin nach Lothringen abreisete, und, wie man weiß, über den französischen Hof ziemlich mißvergnügt war, sagte sie laut, sie habe nur Ursach mit drey Personen zufrieden zu seyn, und ich war eine von den dreyen.

Die Feindseligkeiten zwischen der Partey des Königs und der Ligue dauerten die Jahre 1595 und 1596 hindurch in eben den Gegenden des Königreichs fort, die in den vorhergehenden der Schauplatz des Kriegs gewesen waren. In Bretagne standen die Herren von Aumont und Saint-Luc gegen den Herzog von Mercœur. In den mittäglichen Provinzen fielen eine Menge kleine Gefechte zwischen den Herren von Ventadour, la Rochefoucault, Chateaufoux, Saint-Angel, Costange, Chambaret und andern königlichen Offizieren auf der Einen, und den Herren von Pompadour, Castignac, Saint-Chamant, Montpezat, la Capelle-Biron und mehreren Ligisten auf der andern Seite vor. Die Niederlage bey Crocans, die Belagerung von Blaye, die Eroberung von Agen, und der Tod des Herzogs von la Rochefoucault, sind die merkwürdigsten Begebenheiten, welche im Limosinischen und der umliegenden Gegend vorfielen. Lesdiguières setzte mit eben

eben so glücklichem Erfolg, bald gegen den Herzog von Savoyen bald gegen Epernon, den Krieg in Dauphine, Provence und Piemont fort. Alle diese Begebenheiten endigten sich mit der gänzlichen Niederlage der Feinde des Königs. Der Herzog von Savoyen, welcher sich die Uneinigkeit der Herzoge von Guise und Epernon zu Nütze machen wollte, und bis in Provence vorgeedrungen war, wurde schimpflich wieder zurück gejagt; und Epernon, der seinem Nebenbuhler, dem Herzog von Guise, welchem Lesdiguières, Ornano und die Gräfin von Sault beystanden, unterlag, wurde ohne Rettung überwältigt, und dahin gebracht, daß er durch sehr demüthige Briefe, welche der König zu Gailon erhielt, um Gnade bitten mußte. Er folgte selbst kurz hinter seinen Briefen und warf sich zu Heinrichs Füßen. Dies war eine Art von Triumph für den König, der die Demüthigung der Herzoge von Epernon, Bouillon und la Trimouille unter seine eifrigsten Wünsche rechnete.

Während seines Aufenthalts zu Amiens that er wieder verschiedne Schritte, um mich in den Finanzrath zu bringen. Seine eigne natürliche Redlichkeit hinderte ihn, sich die Menschen so verderbt vorzustellen, als sie es sind, und seine Gelindigkeit hielt ihn ab, zu scharfen Mitteln zu schreiten, so lange noch irgend ein andres unversucht war. Deswegen bildete er sich lange Zeit ein, er würde endlich den ganzen Stand der Finanzbedienten noch dahin bringen können, daß sie die Staatseinkünfte mit Sparsamkeit verwalteten, und diese Reform sey nicht so schwer, daß sie nicht blos durch den Rath eines rechtschaffnen und arbeitsamen Mannes, den er den Uebrigen zugesellen wollte, könnte hervorgebracht werden. In dieser Absicht sprach er öffentlich und auch insbesondre mit den Herren des Finanz-

raths darüber, daß sie mich unter sich aufnehmen möchten. So groß auch ihr Widerwille war, so durften sie doch einen Vorschlag, der, auf diese Art gethan, mehr einer Bitte als einem Befehl ähnlich sah, nicht gradezu verwerfen.

Ich gestehe aufrichtig, daß ich mich nicht so gelehrig finden ließ, um den Mittelweg, den der König suchte, einzuschlagen. Er sagte mir in einer geheimen Unterredung, es wäre sein Wille, daß ich gegen die Mitglieder des Finanzraths zuvorkommend thün; durch einige Gefälligkeit ihnen den Verdacht benehmen, daß ich blos in ihre Gesellschaft träte um ihnen zu schaden; und endlich sie dahin bringen sollte, daß sie selbst ihn bäten, mich zu ihnen zu versetzen. Ich antwortete ohne Bedenken, der schlechteste Weg um in den Finanzrath zu kommen schiene mir der, wenn ich denen, die jezt darin saßen, dafür verbunden wäre, und da ich den Geist dieses Kollegiums kannte, so wäre mirs unmöglich zugleich dem Finanzrath und dem Staate zu dienen. Heinrich, der den Widerspruch nicht liebte, und dem zugleich meine Zwistigkeiten mit dem Herzog von Nevers wieder einfielen, bildete sich ein, ich könnte wohl noch eine alte Empfindlichkeit gegen diese Herren haben, und glaubte in meiner Antwort Stolz, oder wenigstens stiefes Beharren auf meinem Sinn zu finden. Er antwortete mir ziemlich lebhaft, er hätte nicht Lust sich allein um meinetwillen alle Welt über den Hals zu ziehen. Er wolle daher nicht weiter darauf denken, mich bey den Finanzen anzubringen, sondern irgend ein anderes Amt aussuchen, um meinen Geist zu beschäftigen, der, wie er sagte, nicht müßig bleiben könnte.

Er war noch halb verdrießlich, als er nach dieser Unterredung zu der Frau von Liancourt gieng. Diese aber, als sie die Ursach seines Aergers erfuhr, stellte ihm

ihm vor, er würde niemals *!gut* bedient werden, wenn er nicht einen Mann fände, der, ohne einen andern Grund als allein den öffentlichen Nutzen, den Muth hätte, sich den Haß der Finanzbedienten zuzuziehn. — Ich hielt unterdessen, nach dem was vorgefallen war, meine Aussicht auf eine Stelle bey den Finanzen entfernter als jemals; und da ich mir vorstellte, daß meine Bedienung sich auf Verträge und auswärtige Unterhandlungen einschränken würde, — ein Amt, das jeden, der dabey seinen Rang mit Würde und seinen Ruf mit Ehre behaupten will, fast unausbleiblich zu Grunde richten muß: so beschloß ich, mich dem König darüber zu entdecken und ihn um seine Genehmigung zu einem Entwurf zu bitten, der mir wenigstens die Wiederbezahlung meiner Vorschüsse zugesichert hätte. Aber er ließ mir nicht Zeit, ihm meinen Vorschlag zu thun. Sobald ich mich ihm näherte, gestand er mir, er sey auf die Vorstellung der Frau von Liancourt zu meiner Meinung zurück gekommen, und werde ohne weitem Aufschub seinen Willen öffentlich bekannt machen, sobald er zum Schein mit dem Connetable und Villeroy vorher darüber geredet hätte, weil es ihnen zukäme, mir meine Bestallung auszufertigen. Beide traten grade zur rechten Zeit in das Zimmer, und empfingen diesen Befehl, der erste mit einer Kopfsneigung, und Villeroy, indem er sagte, er würde mir meine Bestallung einhändigen, sobald er nur ein Modell dazu gefunden hätte.

Den Nachmittag, unterdeß der König auf der Jagd war, stattete ich bey der Marquise von Monceaux, denn diesen Namen hatte die Frau von Liancourt seit kurzem angenommen, meinen Dank ab. Ich glaubte auch Villeroy einen Besuch machen zu müssen, und bat ihn, wenn die Bestallung fehlte, mir ein Patent auszufertigen, welches dieselbe Wirkung thäte. Er suchte

suchte Ausflüchte in seiner Antwort, und während dreier oder vier Tagen, da ich in ihn drang, verschob er unter mancherley Vorwänden die Sache immer bis auf den Folgenden. Nachher verließ der König Amiens und gieng nach Monceaux; unterwegs kam er durch Liancourt, wo der Herr von Liancourt, sein erster Stallmeister, ihn prächtig bewirthete. Hier war es, wo man beschloffen hatte, die letzten Kräfte gegen mich anzustrengen.

Liancourt hatte, auf Villeron's Veranlassung, den Kanzler, der sein vertrauter Freund war, zu sich holen lassen, die andern Mitglieder des Finanzraths waren auf Befehl des Königs hingekommen, und sie machten sich jezt die Freiheit, welche diese Gelegenheit ihnen bey Heinrichen gab, zu Nutze, um auf die wirksamste Art an meiner Ausschließung zu arbeiten. Das Mittel, dessen sie sich jezt bedienten, war nicht, mich gradezu anzugreifen, sondern dem König zu verstehn zu geben, daß ich zu dieser Stelle mich nicht schickte, wo man, wie sie sagten, aus Mangel der Erfahrung, die nur die lange Uebung geben kann, nicht im Stande ist tausend Fehler zu vermeiden, von denen der geringste hinreicht, den Kredit unwiderbringlich zu vernichten, und folglich den Staat ins Verderben zu stürzen. Diese Reden wurden so oft in Heinrichs Gegenwart wiederholt, denn man lenkte absichtlich die Unterredung auf diese Materie, und mit einem solchen Anschein von Aufrichtigkeit vorgebracht, daß sie endlich Eindruck auf ihn machten. Indem er nun zu gleicher Zeit diese Herren mit größter Leichtigkeit die prächtigsten Entwürfe machen, mit vieler Klarheit über die Kräfte und Vortheile des Staats sprechen, und mit äußerster Genauigkeit die Einkünfte desselben berechnen sah; indem sie die Kenntniß des Handels und der andern Mittel, die einen Staat blühend machen, in ihrem ganzen Umfang zu besitzen schienen, und

und über das alles sich untereinander einer Sprache bedienten, die fast für jeden andern unverständlich war: so wurde Heinrich immer mehr und mehr überzeugt, daß eine lange Vorbereitung durchaus nothwendig sey um in den Finanzen zu arbeiten. Er verfiel nun wieder in seine erste Unentschlossenheit, und glaubte, das gegenwärtige Uebel möchte wohl noch nicht das größte seyn, das dem Finanzwesen begegnen könnte. Zugleich nahm er alles, was diese Herren ihm sagten, für Zeichen ihrer Reue, und rechnete gewiß auf eine merkliche Veränderung bey ihnen, wegen der Furcht, die er ihnen jetzt beygebracht hatte; das alles machte ihn in Betracht meiner völlig kalt.

Willeron, der diese Zeit über zu Amiens geblieben, deshalb aber doch vollkommen von den Schritten einer Gesellschaft, die durch ihn beseelt wurde, unterrichtet war, nahm diesen Augenblick wahr, um dem König meine Bestallung zu übersenden, die er ohne Ungehorsam sich nicht entzurren konnte auszufertigen, nachdem er einen förmlichen Befehl darüber erhalten hatte. Heinrich hatte sich nur einen Tag zu Liancourt aufgehalten, und war schon zu Monceaux als er die Bestallung empfing. Völl von dem, was er gehört hatte, gab er sie Beringhen mit dem Befehl, sie aufzuheben und mir nicht eher etwas davon zu sagen, als bis er es ihm heißen würde. Beringhen, der mein Freund war, entdeckte mir das Geheimniß, welches ich aber treulich verschwie. Vierzehn Tage verstrichen, ohne daß der König etwas sagte, und die Herren Finanzbedienten ließen sich durch ihr Glück so verblenden, daß, anstatt der so aufrichtigen Reue, die er von ihnen erwartete, sie ihm neue Proben ihrer Untreue gaben, und diesmal so deutliche, daß sie ihn so zu sagen selber zwangen, sie mit dem Streich, den sie so leicht hätten abwenden können,

zu Boden zu schlagen. Er entdeckte, daß das Kollegium so eben die Steuern von Normandie für 30,000 Thaler verpachtet, und um die Kasse auch noch um dieselbe Summe zu bringen, die so tief unter dem wahren Ertrag der Steuern stand, sie ganz und gar auf alte Schulden des königlichen Schatzes angerechnet hatten. Mit ein wenig Aufmerksamkeit überzeugte er sich noch über dieß, daß die fünf großen Pachtungen eben auch für den vierten Theil ihres Werthes weggegeben waren, weil Jamer, Gondy und die andern Pächter, die sie durch die Nachsicht des Finanzraths übernommen hatten, mit diesen Herren den ungeheuren Profit theilten, den sie daraus zogen. Aber auch das reichte noch nicht hin, um ihre Habsucht zu befriedigen, und sie hatten unter dem Vorwand des Verlusts von Calais, Cambrai, Andres &c. auf die übrigen königlichen Einkünfte so unmäßige Abzüge gestattet, daß sie sichelich anstatt zuzunehmen immer geringer werden mußten.

In dem gerechten Unwillen über diese Entdeckung ließ der König mich rufen, und befahl mir, nach Paris zu gehen, um zu fragen, woher eine so große Verschwendung der Gelder entstünde, wegen welcher er sich allein an den Finanzrath halten könnte? Ich antwortete ihm, da er wahrscheinlich den Befehl an Villeroi, meine Bestallung auszufertigen, widerrufen haben mußte, weil ich sie noch nicht erhalten hätte, so hätte ich auch kein Recht in das Kollegium zu gehen, und zu verlangen, daß man mich anhörte. „Was!“ rief Heinrich, um den Vorwurf zu verbergen, den er sich innerlich machte, „was! hat Beringhen Euch nicht schon vor vierzehn Tagen Eure Bestallung und einen Brief von Villeroi gegeben? Ich wette, der Tropf hat es vergessen.“ Unterdeß ich auf seinen Befehl mich zur Abreise anschickte, um noch den Abend bis Elan zu gehen,

hen, bekam Beringhen einen Wink, und war es zufrieden, die ganze Schuld auf sich zu nehmen. In der Zwischenzeit fiel mir ein Gedanke ein, den ich dem König mittheilte, als ich zurück kam, um seine Befehle zu holen. Ich sagte ihm, es schiene mir rathsam, wenn ich, noch vor dem zur Eröffnung der Staatenversammlung bestimmten Tage, eine Reise in einige der vornehmsten General-Aemter machte, um mich daselbst noch genauer von den gegenwärtigen königlichen Einkünften, von den Verringerungen die sie erlitten hätten und von den Vermehrungen, die man dabey anbringen könnte, zu unterrichten; damit Er nachher auf diesen Grund die Forderungen, die er an die Generalstaaten thun wollte, bauen könnte, welcher doch, so unvollkommen er auch Anfangs wäre, über die Kräfte der andern entfernteren General-Aemter, und folglich des ganzen Königreichs, ihm Licht geben könnte. Außerdem hätte ich auch gute Hoffnung, blos in den Distrikten, die ich besuchen würde, die drey oder viermal hunderttausend Thaler zu finden, die er vergebens von dem Finanzcollegio verlangt hätte. Ich glaubte aber, daß ich umsonst und vielleicht unbesonnener Weise dieser Untersuchung mich selbst unterziehen würde, wenn ich nicht ein Stück besäße, welches ich für das wahre Mittel hielt, nicht betrogen zu werden, nemlich eine Vollmacht von Sr. Majestät, um den widerspenstigen Einnehmern und Vorstehern auf eine Zeitlang die Führung ihres Amtes zu untersagen, oder sie gar abzusetzen, und die Ehrlichkeit der Bessergefinnten zu belohnen.

Heinrich billigte den Vorschlag an sich selbst völlig, aber er änderte etwas an der Art, wie er im Finanzrath vorgetragen werden sollte, und wollte, ich sollte ihn hier so anbringen, daß diejenigen Mitglieder, welche sich für die gescheutsten hielten, als Sancy, Schomberg,

berg, Fresne und la Grange-le-Roi, selbst auf den Einfall kämen, und, wenigstens zum Theil, für die Urheber desselben angesehen werden könnten; und daß jeder in der Versammlung sich schmeichelte, dieser Auftrag könne nur ihnen selbst, oder durch ihre Vermittlung ihnen ergebenen Intendanten und Requietenmeistern gegeben werden. Dieser Mittelweg war sehr klug ausgedacht; er schmeichelte der Eitelkeit Einiger und der Habsucht Aller. Ich nahm meinen Platz in dem Finanzrath, und durch ein Wunder, das man nur an Höfen sieht, ließen meine Kollegen, deren Herzen der brennendste Verdruß zernagte, in ihren Minen, ihren Worten, und in ihrem Thun und Wesen nichts als Freude blicken. Fast hätte ich durch die Lobeserhebungen aller Art, mit denen mich der Kanzler überhäufte, und durch den Ton, mit dem ich sagen hörte, man hätte mich lange mit der lebhaftesten Ungeduld erwartet, mich selber täuschen lassen. Das ist aber die Kunst der Hofleute; sie sind mit einander übereingekommen, daß, auch mit der plumptesten Larve bedeckt, sie nie einen andern lächerlich finden wollen.

Während Heinrichs Aufenthalt zu Monceaux wurde der vorher schon bestimmte Vergleich mit dem Herzog von Mayenne zu Stande gebracht. Schon, als der König noch zu Amiens war, hatte der Herzog einen gewissen d'Estienne an ihn geschickt, um anzufragen, wohin es ihm gefiele, daß er ihm seine Unterwerfung zu bezeigen käme. Der König hatte ihm Monceaux genannt, weil die Kränklichkeit des Herzogs keine so lange Reise, als von Soissons, wo er sich damals aufhielt, bis Amiens erlaube. Er näherte sich dem König, welcher in den Sternalleen des Parks ganz allein mit mir spazieren gieng und mich bei der Hand hielt, warf sich auf ein Knie vor ihm nieder, umarmte
seine

seine Hüfte, und setzte zu der Versicherung seiner Treue auch noch einen Dank hinzu, „daß Seine Majestät ihn „von der spanischen Aufgeblasenheit und den italienischen Ränken befreiet hätte.“ Heinrich, der, sobald er ihn erblickt hatte, ihm entgegen gegangen war, umarmte ihn dreimal, hob ihn eilig auf und umarmte ihn nochmals mit jener Güte, die nie der Neue hat widerstehen können. Alsdenn nahm er ihn bey der Hand, führte ihn in seinem Park herum, und unterhielt sich vertraulich mit ihm von den Verschönerungen, die er darin anbringen wollte. Er gieng dabey so schnell, daß der Herzog von Mayenne, dem sein Hüftweh, sein Fett und die gewaltige Hitze des Tages gleich beschwerlich fiel, und der seine Hüfte kaum mehr schleppen konnte, entsetzlich ausstand, ohne doch das Herz zu haben, es zu sagen. Heinrich merkte es, da er ihn roth und mit Schweiß bedeckt sah; er bog sich zu mir und sagte mir ins Ohr: „Wenn ich den dicken Wanst hier noch lange „so spazieren führe, so werde ich ohne große Mühe für „alles Böse, das er uns angethan hat, gerächt seyn.“ „Nicht wahr, Vetter,“ fuhr er fort, indem er sich gegen ihn wendete, „ich gehe Ihnen ein wenig zu geschwind.“ Der Herzog antwortete, er müsse beynähe ersticken, und wenn Sr. Majestät nur noch kurze Zeit so fortgegangen wären, so würden Sie ihn umgebracht haben ohne dran zu denken. „Geben Sie mir die Hand, „Vetter“ rief der König, indem er ihn wieder umarmte und ihm auf die Achsel klopfte, „denn beyhm Himmel! „das ist meine ganze Rache, die ich an Ihnen nehmen „werde.“ Der Herzog von Mayenne, durch das freimüthige Betragen innigst gerührt, wollte von neuem sich auf die Knie werfen und die Hand küssen, die ihm Heinrich reichte, woben er schwur, daß er ihm künftig gegen seine eignen Kinder dienen wollte. „Ich glaubs Ihnen,“ antwortete der König, „und damit Sie desto

7. Denkwürdigk. II. B. S „kän-

„länger mir dienen und mich lieben können, so gehn
 „Sie ins Schloß, ruhn Sie aus und kühlen Sie sich
 „ab, denn Sie habens nöthig. Ich will Ihnen zwey
 „Bouteillen Wein von Artois schicken, dem Sie nicht
 „Feind sind, wie ich weiß. Hier ist Kofny, den ich
 „Ihnen mitgebe, Sie zu begleiten, den Wirth in mei-
 „nem Hause zu machen und Sie in Ihr Zimmer zu
 „führen. Er ist einer von meinen ältesten Dienern
 „und von denen, welche sich am meisten darüber gefreut
 „haben zu sehn, daß Sie aus gutem Herzen mir die-
 „nen und mich lieben wollen.“ Er setzte darauf seinen
 Spaziergang tief in den Park fort und ließ mich mit
 dem Herzog von Mayenne zurück, welchen ich in eine
 Laube führte, um auszuruhen, und dann zu Pferde
 nach dem Schlosse zurück bringen ließ, eben so zufried-
 den mit dem König und mit mir, als wir beide es mit
 ihm waren.

Monceaux schien dem König ein so angenehmer
 Aufenthalt, daß er länger da blieb, als er erst gewollt
 hatte. Er ließ den Connetable und Villeroi von Ami-
 ens kommen, und befahl dem Finanzrath sich in Meaux
 einzurichten, um mehr in der Nähe zu seyn seine Be-
 fehle zu erhalten. Ich hatte den Plan, die General-
 Aemter zu besuchen, noch nicht darin vorgeschlagen.
 Der König, der sich immer mehr von der Nützlichkeit
 desselben überzeugte, übernahm es, selbst davon zu spre-
 chen. Bey der ersten Erwähnung, die er davon that,
 gaben die Rätke, welche sich einbildeten, daß dieser Auf-
 trag Niemand anders als sie selber treffen könnte, und
 welche dabey jeder seinen besondern Vorthail sahen ohne
 doch dem allgemeinen Vorthail des Kollegiums zu scha-
 den, alle ihre Stimmen dazu. Sie erstaunten nicht
 wenig, als sie sahen, daß Heinrich von ihnen allen nur
 la Grange-le-Roi ernannte, welcher zwey General-
 ämter besuchen sollte. Zu den übrigen Stellen wählte
 er

er die Herren Caumartin und Bizouze, jeden zu zwey, und zwey andre Requetenmeister, jeden zu einem District. Die vier größten und weitläufigsten Aemter wurden mir zu Theil. Jetzt bereuten meine Herren Kollegen, daß sie nicht die Ausführung eines Plans, der ihre Unredlichkeit an den Tag bringen könnte, verhindert hatten. Sie vereinigten alle ihre Kräfte, um ihn unnütz zu machen, oder wenigstens ihm entgegen zu arbeiten. Mich nahmen sie zum Ziel aller ihrer Streiche, weil das Zutrauen des Königs und die Hauptrolle die ich dabey spielte, sie einen Theil der Wahrheit errathen ließen. Mit den Beschuldigungen von Unwissenheit, Härte, Unbesonnenheit, und einigen noch stärkern Eigenschaften waren sie nicht geizig gegen mich. Kaum hatte ich angefangen meinen Auftrag auszurichten, so sah ich, daß sie die Vorsicht gehabt hatten, mir bey den Schatzmeistern des Reichs, den Ober und Unter Einnehmern, den Kontrollours, den Schreibern und bis auf die geringsten Unterbedienten, zuvorzukommen. Alle diese Leute, welche größtentheils entweder an sie verkauft oder ihnen blindlings ergeben waren, thaten alles was man von ihnen verlangt hatte. Einige entfernten sich und ließen ihre Büreaus verschlossen; andre überreichten mir Verzeichnisse, die mit aller der Schlaueit aufgesetzt waren, welche man von Leuten erwarten konnte, die die Spitzblübery als eine Kunst studirt hatten; noch andre begnügten sich, mir eine Ordre von den Herren de Fresne, d'Incarville oder des Barreaux vorzuzeigen, welche ihnen verbothen, ihre Registraturen und Verzeichnisse, es sey wem es wolle, vorzuzeigen.

Im Anfang suchte ich alle diese Bosheit blos auf dem Wege der Güte zu überwinden; ich ermahnte sie, ich suchte ihre Ehre, ihre Rechtschaffenheit rege zu machen, aber die Leute kannten die eine so wenig als die andre. Ich breitete nun das Gerücht aus, die Staaten des

Reichs würden sich versammeln, bloß um die ungeheure Menge von Büreaus und Beamten abzuschaffen, besonders die Schatzmeister von Frankreich, welches die unnütze und zugleich die widerspennigste von allen Gemeinschaften im Lande wäre. Man würde nur denjenigen ihre Stellen lassen, die sich durch eine Aufrichtigkeit, welche bey dieser Gelegenheit für ihre Anhänglichkeit am gemeinen Besten bürgen würde, derselben würdig machten. Aber diese Drohung richtete bey Leuten, welche insgeheim von dem Finanzrath selbst aufgemuntert und unterstützt wurden, gar nichts aus; und ich sah mich genöthigt, die Gewalt, die ich bekommen hatte, zu gebrauchen. Ich untersagte den meisten von diesen Arbeitern die Ausübung ihres Amtes, und ließ ihre Geschäfte durch Zweien von jeder Ordnung verwalten, welche mir die vernünftigsten Grundsätze und das reinste Gewissen zu haben schienen. So bemächtigte ich mich aller Register, Verzeichnisse und Rechnungen, welche mir zum Faden dienten, um in dies Labyrinth der Ungerechtigkeit und Spitzbübereien zu dringen.

Was entdeckte ich da nicht? Wie ist es möglich, alle die Ränke und Verfeinerungen einer so gefährlichen Kunst, die Verstellungen, Unterdrückungen, Verfälschungen und doppelte Anwendungen auseinander zu setzen, ohne noch von jener anscheinenden Verwirrung zu reden, hinter welchen diese versteckten Uebelthäter sehr hell sahen, ob sie gleich Fremden nichts als Dunkelheit und Finsternisse zeigten? Es sey genug, anzuführen, daß ich bloß von den alten Schuldresten, die ich aufs Neue bringen ließ, und aus den bezahlten Posten und Wechselbriefen dieses und der drey letzten Jahre, ohne Mühe mehr als 500,000 Thaler zusammen brachte, welche für den König wären verlohren gewesen. Wie hoch würde nicht die Summe gestiegen seyn, wenn man von allen diesen Beamten die gerechten Wiedererstat-

stattungen einer so langen Veruntreuung, und hauptsächlich der verschiednen Gelder, die durch ihre Hände gegangen waren, hätte wiederfordern wollen, da allein die Anweisungen wegen alter Schulden, die Wiederbezahlung ausgeliehner Gelder, die Rückstände, und die auf Sicht zahlbaren Papiere eine so mächtige Summe einbrachten?

Die andern Komissarien hatten nicht so viel Glück, vielleicht auch nicht so viel Standhaftigkeit als ich. Außer Caumartin, der dem König 200,000 Livres zurück brachte, bezahlten die Uebrigen ihn bloß mit großen Aufsätzen über Verbesserungen, die bey den Pachten zu machen wären. Dennoch hatte Heinrich sie mit großer Ueberlegung gewählt. Mich wunderte es nicht. Um es zu wagen, sich dem Haß eines in solcher Achtung stehenden und so furchtbaren Standes, als die Finanzbedienten in Frankreich sind, auszusetzen, um den Geschenken und Schmeicheleien, den Umwegen und Kunstgriffen aller ihrer Kreaturen zu widerstehen, denen es größtentheils nicht an Verstande fehlt, und die sich desselben geschickt zu bedienen wissen, um Andre zu verblenden, zu bestechen oder zu betrügen, muß man gewiß eine Geistesstärke besitzen, deren wenige fähig sind.

Unterdessen befanden sich die Herren des Raths, denen nichts von dem, was ich in den Provinzen vornahm, verborgen blieb, in einer Lage, die man sich leicht vorstellen kann. Wenn sie kein Mittel fanden, mein Werk, oder mich selbst noch vor meiner Rückkehr zu Grunde zu richten, so standen ihr Ruf und alle ihre Vortheile auf dem Spiel. Meine Abwesenheit erleichterte ihnen dieses so sehr als sie es wünschen konnten. Was sagten und was thaten sie nicht alles bey dem Könige, unmittelbar oder durch ihre Abgesandte? Man sprach von mir als von einem Tyrannen, der das Blut des Volks durch die schrecklichsten Erpressungen, und

ohne einigen Vortheil für den Könige ausföge. Die Summen, hieß es, mit welchen ich mit so großer Mühe seinen Schatz anfüllte, wären blos die Capitale, auf welche die Gehalte der Prinzen vom Gebürt und die Befoldungen der höchsten Kronbedienten angewiesen wären, sie würden folglich nur in seine Kasse kommen um auf der Stelle wieder ausgegeben zu werden. Ungeachtet des Geschreis und der Verläumdungen einer so furchtbaren Kabale, deren Bewegungen mir nicht unbekannt blieben, gieng ich meinen Weg fort, und war blos bedacht, meine Schuldigkeit auf das strengste zu erfüllen. Nur suchte ich mit äußerster Schnelligkeit mein Werk zu Stande zu bringen, und die möglichste Vorsicht anzuwenden, um einst meine Ankläger zum Schweigen bringen zu können.

Heinrich achtete nicht gleich auf ihre falschen Berichte, in der Folge aber begann er doch zu fürchten, ich möchte aus Mangel der Erfahrung Schaden anrichten; er lud mich daher blos durch Briefe ein, nur bald zurück zu kommen. Als aber endlich meine Gegner mit ihren Freunden ihre Zusammenverschwörung so gut angelegt hatten, daß jetzt bey Hofe ein allgemeines Geschrey gegen mich erhoben wurde: so fieng er an zu besorgen, ich möchte meine Gewalt mit einer Härte, die ihn selbst verhaßt machen könnte, ausüben. Ich bekam nun anstatt der bloßen Einladung einen strengen Befehl, nach Paris zurück zu kommen. Ich gehorchte ohne Widerrede, so sehr es mich auch verdroß, mich so mitten in meinen Nachsichungen gehemmt zu sehn. Es mußten sogleich vier Berechnungen für meine vier Generalämter gemacht werden, welche ich von den acht General-Einnehmern unterzeichnen ließ. Weil ich nicht Zeit hatte, meine 500,000 Thaler in Gold umzusetzen, so ließ ich sie auf siebenzig Karren laden, und die acht General-Einnehmer mußten sie begleiten unter der Be-

deckung

deckung eines Anführers und dreißig Mann von der Mareschaussee. So brachte ich sie nach Rouen, wohin der König gegangen war, um die Versammlung der Staaten zu eröffnen.

Von allen den Verläumdungen, welche die Herren des Raths erfunden hatten, um meinen Fall zu bewirken, hatte ihnen keine so wirksam geschiene, als dem König zu hinterbringen, ich hätte die Gefängnisse mit den Offizianten und Beamten seiner Finanzen erfüllt. Ja, sie befanden für gut hinzusetzen, ich schleppte gleichsam im Triumph funfzig der vornehmsten von ihnen gefesselt mit mir. Der König, der bey einer so ausdrücklichen und deutlichen Anschuldigung keine Lüge vermuthete, empfing mich, als ich in Rouen zu ihm kam, mit einer Art, die mich urtheilen ließ, meine Reider müßten sonderbare Minen haben spielen lassen. Er erzeugte mir die Ehre mich zu umarmen, aber mit einer Gleichgültigkeit und einer Kälte, die ihm nicht gewöhnlich waren. Dann fragte er mich, warum ich mich unnützer Weise mit einem Gelde beladen hätte, welches Personen, die, wie ich wohl wüßte, er nicht Lust hätte zu beleidigen, selbst in Empfang zu nehmen pflegten? Mit großem Erstaunen vernahm er, daß er von allen dem Gelde, welches ich mitbrachte, weder den Prinzen vom Geblüt, noch irgend einem von denen, die der Staat bezahlte, einen Pfennig schuldig sey; daß sie alle bis mit dem April bezahlt wären, und die Quartale des Julius und Octobers eben so richtig erhalten würden, weil ich von der jetzt laufenden Pacht nichts voraus genommen hätte. „*Ben Gott!*“ rief er, nachdem er mich diese Worte verschiedne male hatte wiederholen, ja sogar darauf schwören lassen, „*das sind doch gottlose Leute und unverschämte Lasterungen!* — Aber,“ setzte er hinzu, „*was denkt Ihr denn aus allen den Einnehmern und Offizianten zu machen, die Ihr ge-*“

„fangen in Eurem Gefolge mitschleppt?“ Mein Erstaunen bey seiner Frage war allein hinlänglich, ihn von der Falschheit dieser Anklage zu überzeugen. In diesem Augenblick sah ich leicht, daß die ganze Tücke der Herren Finanzrätthe auf sie selbst zurückfiel, und dem König ihre geheimen Absichten besser enthüllte, als alles was ich ihm hätte sagen können. Er verlangte weiter gar keine Erklärung von mir, sondern überhäufte mich im Gegentheil mit Lobeserhebungen und Liebkosungen.

Man hatte ihm gesagt, die Summe, die ich erhoben hätte, könne nur sehr mittelmäßig seyn. Auf sein Befragen gab ich ihm zur Antwort, da ich eigenmächtig nichts hätte zurück behalten wollen, weder für die Unkosten, noch zu meinem Gehalt und meinen Reisekosten, damit die General-Einnehmer dieselbe Summe wieder fänden, wie sie auf den Verzeichnissen stünde, und daraus lernten, nie etwas von den königlichen Einkünften zu nehmen; so möchte Sr. Majestät dieses alles selber von den 1,500,000 Livres abrechnen. Eine so beträchtliche Summe machte dem König, der sie nochwendig brauchte, das lebhafteste Vergnügen. Er sagte mir, er würde Sorge tragen, daß ich alle meine Reisekosten wieder erhalte; und außer meinem Gehalt von 10,000 Livres, welches er auf 12,000 erhöhte, schenkte er mir noch 6,000 Thaler zur Belohnung für diesen Dienst. Zugleich verbot er mir, irgend etwas von dem zusagen, was jetzt zwischen uns vorgesehnen war; sodann befahl er mir, gleich von dem mitgebrachten Gelde so viel bey Seite zu tragen, als zur Löhnung von sechs Compagnien Schweizer gehörte, so daß jede 1800 Thaler bekam, weil er morgen diese dringende Schuld bezahlen wollte.

Ich gieng wieder zu meinen Wagen, welche die Leute von der Mareschaufsee in zwey Höfen des Herrn von Martimbault bewachten. Hier ließ ich die Koffer abla-

abladen und nach der Ordnung in Zimmer stellen; die Thüreschlösser wurden geändert, und überdem auch noch große Vorhangschlösser vorgelegt, von denen jedes mit drey Schlüsseln geschlossen wurde; jeder der beiden Einwohner bekam einen davon, und den dritten behielt ich selbst. Am andern Morgen schickte ich ganz früh durch drey Faktoren unter Begleitung von Zehn Straßenbe- reutern den Offizieren der Schweizer die 10,000 Tha- ler, die sie zu fordern hatten.

Raumt hatte ich das Geld abgeschickt, so erhielt ich von Sancy, dem der König gesagt hatte, die Schweizer müßten bezahlt werden, und der dieses Geschäft ge- wöhnlich verrichtete, ein Billet, worin er mir schrieb, ich sollte dem Ueberbringer, Herrn von Charron 90,000 Livres (im Text steht zwar Thaler, es erhellt aber in der Folge daß es Livres nach dem alten Fuß, wo 3 einen Thaler machen, waren) zur Löhnung der Schweizer überliefern lassen. Anders drückte sich dieser Finanz- rath nicht aus; er hätte geglaubt sich etwas zu vergeben, wenn er sich zu einer Höflichkeit oder Erläuterung gegen seinen Kollegen herab gelassen hätte. Der trockne Brief verdross mich, noch mehr aber die Unverschämtheit, wo- mit er eine dreimal so große Summe forderte, als er verlangen konnte. Ich antwortete also dem Ueberbrin- ger auch verächtlich; kannte weder Sancy, noch seine Handschrift noch seine Befehle. Was! Sie kennen den Herrn von Sancy nicht? rief Charron, indem er mit meiner Verblendung Mitleid hatte, denn bey San- cys Namen zitterte alles im ganzen Finanzrath, und er hatte ein Ansehn darin, als ob er Oberaufseher wäre. Da ich aber meine Antwort nicht änderte, so mußte sie Charron ausrichten, welches er auch mit der Furcht- samkeit eines Bedienten that, der die üble Laune seines Herrn fürchtet. Zum Unglück für Sancy geschah dies in Gegenwart verschiedner Zeugen, die dann auch seine

Wuth sahen. „Nun, bey meiner Seele!“ rief er, „wie wollen sehn, ob er nicht weiß, wer ich bin!“ Nachdem er auf mich losgezogen hatte, so wie es ihm einfiel, gieng er sogleich nach Saint-Duen zu dem Könige, welcher ihm entgegen rief: „Nun, Sancy! wer der Ihr unsern Schweizern die Löhnung nicht auszahlen?“ „Nein Sire,“ antwortete Sancy mürrisch, „ich werde es nicht thun, denn es ist Ihrem Herrn von Rosiny nicht gefällig, der den Groß-Sultan in seinem Hause macht, und auf seinen Geldtonnen sitzt, wie der Affe auf der Stange. Er sagt, daß er Niemand kennet, und ich weiß nicht, ob Ew. Majestät selber mehr Kredit bey ihm haben werden als die Andern.“ „Was heißt das wieder?“ sagte der König, „aber ich kann mirs schon vorstellen, man wird niemals müde werden, den Mann anzuschwärzen, weil ich ihm traue und er mir dient.“ Er setzte hinzu, meine Weigerung schiene ihm desto unwahrscheinlicher, weil ich mit ihm selbst davon geredet hätte, dies Geld den Schweizern zu geben. Sancy berief sich auf Charrons Zeugniß, den er mitgebracht hatte. Der König welcher irgend einen neuen Zug von Bosheit ahndete, wendete sich gegen seine Kammerdiener, und befahl Diart mich zu holen.

So wie er mich nur von ferne kommen sah, rufte er mir entgegen, was ich mit Sancy hätte? Ich will es sagen, Sire, antwortete ich dreist; und ohne die Rache meines furchtbaren Gegners zu scheuen, erzählte ich das, was vorgegangen war, auf eine Art, die seine Eitelkeit beleidigen mußte. Er war nicht der Mann um nachzugeben, vielmehr vermehrte er sein hochmüthiges Betragen, und nahm einen so gebieterischen Ton an, daß es bald ungeachtet der Gegenwart des Königs, zu einem so heftigen Zanke zwischen uns kam, daß Er. Majestät selber uns Stillschweigen auflegen mußte. Ich

sagte

sagte von dem Augenblick an kein Wort mehr zu meinem Widersacher, sondern wendete mich zu dem König, und bat ihn, mir in Sachen, wo ich auf seinen Befehl handelte, keinen Vorgesetzten zu geben. Die Gallerie zu Saint-Duen, wo diese Scene vorgieng, war voller Menschen, die größtentheils Sancy's stolzes Betragen überdrüssig waren, und es recht gern sahen, daß er diese kleine Demüthigung erfuhr. „Es wird sehr schwer halten,“ sagten sie, wie ich nachher erfahren habe, „daß zwey solche Köpfe lange dasselbe Amt mit einander verwalten, ohne daß einer den andern verdränge; aber so wie der König denkt, wird der beste Wirthschafter sein Mann seyn.“ Andre beneideten meine wachsende Gunst, noch andre endlich, die sich vermuthlich aus uns beiden nicht viel machten, riefen, indem sie über die Neuheit dieses Schauspiels lachten: „da hat einmal ein Tollkopf den andern gefunden, der ihn so bald nicht wieder loslassen wird.“

Das Gerücht von den großen Summen, welche ich in die königliche Kasse gebracht hatte, war kaum erschollen, so wurde ich von einer ungeheuren Menge Schuldner des Königs überfallen, welche mir größten Theils von den Finanzrathen über den Hals geschickt wurden; welche, außer dem, daß sie wünschten dieses Geld bald verschwinden zu sehn, auch noch mit allen diesen Leuten übereingekommen waren, daß sie von den Schuldforderungen derselben den gewöhnlichen Profit ziehen sollten. Meine Hauptabsicht bey Erhebung dieses Geldes war gewesen, dem König eine Kasse zu den kriegerischen Unternehmungen, welche bald ihren Anfang nehmen sollten, zu verschaffen, ohne daß man nöthig hätte, das Volk mit neuen Auflagen zu bedrücken. Ich hätte mich daher wohl, es verschleudern zu lassen, und widerstand den dringenden Bitten so wie den Drohungen und Grobheiten. Da ich aber überlegte, daß
ich

ich unumgänglich die acht General-Einnehmer wieder in ihre Heimath schaffen mußte, welche doch allein um die Anwendung dieser Gelder wußten; so fürchtete ich, der Verläumdung zu viel Blöße zu geben, wenn ich nach ihrer Abreise eine so starke Summe allein in Verwahrung behielte: ich beschloß daher, sie in den königlichen Schatz zu legen. Der König, der sein Geld nur unter meinen Händen sicher glaubte, versuchte einige male, aber umsonst, meine Zweifel zu heben. Ich war entschlossen über diesen Gegenstand auch dem fernsten Verdacht vorzubeugen, und ich bestand darauf, das Geld den beiden Schatzmeistern Mor-Fontaine und Gobelin zu übergeben. Den König sprach ich gewisser Maßen zufrieden, indem ich ihm versicherte, ich wollte so sorgfältig über die Anwendung desselben wachen, daß nichts davon verloren gehn sollte. In Gegenwart der Einnehmer nahm ich so viel davon, als nöthig war, den gegenwärtigen Dienst der Truppen zu bezahlen, die Unkosten einer Artillerie von 20 Geschützen, mit doppelten Gespann, und 3000 Schüssen zu bestreiten, und einen Vorrath von anderm Belagerungs Geräthe, als Hacken, Schaufeln &c. anzuschaffen und nach Amiens zu fahren. Außerdem nahm ich noch 50,000 Thaler zum besondern Gebrauch und den kleinen Ausgaben des Königs welche blos darin bestanden, ohne Vorwissen der Katholiken verschiedne alte Protestantische Offiziere und Soldaten, die ihm so nützlich gedient hatten, zu beschenken. Den Ueberrest, welcher sich noch auf 450,000 Thaler belief, berechnete ich genau, und behielt sorgfältig so wohl meine alten Verzeichnisse, als auch die, welche die von dem Ganzen weggenommenen Summen bezeichneten. Weil ich aber zum zweiten mal eine Probe machen wollte, wessen die Herren Finanzräthe und ihre General-Einnehmer wohl-fähig seyn möchten, so stellte ich mich, als ob ich wegen dieser Ausgaben

gaben sehr nachlässig und gleichgültig wäre. Als die letztern, im Begriff wieder nach ihren Districten abzureisen, mich um eine Abschrift meiner Verzeichnisse baten, antwortete ich ihnen, da das Geld jetzt in andre Hände gekommen wäre, und ich also gar keinen Antheil mehr daran nähme, überdem auch sie bey jeder Ausgabe von diesen Geldern zugegen gewesen wären, so hätte ich alle diese Papiere zerrissen, weil sie nichts mehr nütze wären. Die Einnnehmer ermangelten nicht, dies ihre Vorgesetzten wissen zu lassen.

Ein Monat verstrich, während dessen man aus der Summe, die ich in den königlichen Schatz gelegt hatte, das Geld zu einigen Zahlungen nahm. Ich stellte mich wieder, als ob ich keine Rechnung darüber hielt; aber es war hier kein Irrthum möglich, weil alles bloß auf die Rescripte des Finanzkollegiums ausgezahlt wurde, welche man nicht unterdrücken konnte, es war also hinlänglich, sie, so wie ich that, genau anzuzeichnen. Diese auf Befehl des Kollegiums ausgezahlten Summen betrugen ungefehr 50,000 Thaler, folglich sollten in der Kasse noch 400,000 übrig seyn. Als aber der König einige Tage nachher 200,000 Thaler forderte um sie nach Amiens zu schicken, wo man schon die entworfenen Vorbereitungen, hauptsächlich um Hérbin zu erobern, machte; so versicherten Sancy und die andern alle, sie glaubten wohl, daß diese Summe sich noch in dem Schatz finden möchte, nachher aber würde er auch leer seyn. Sie ließen d'Incarville rufen, der am besten unterrichtet seyn sollte, weil er die Register und Rechnungen führte, und dieser versicherte, es würden schwerlich noch 200,000 Thaler in der Kasse seyn. Der König, dem ich noch vor drey Tagen versichert hatte, es wären 400,000 darin, wunderte sich nicht wenig; da er aber die Zuversicht sah, mit der sie sprachen, so glaubte er ihnen und sagte mir, ich mußte mich

mich irren. Ich war des Gegentheils so gewiß, daß ich in Gegenwart aller meiner Kollegen, die der König hatte rufen lassen, d'Incarville ins Gesicht behauptete, er betrüge sich um die Hälfte. Er antwortete, seine Rechnungen wären sicherer als mein Gedächtniß, und erbot sich den folgenden Tag einen Auszug von der ganzen Ausgabe zu bringen. Ich sah wohl, woher ihre große Zuvversicht kam, und ich wollte sie bis auf den letzten Augenblick sich mit der gewissen Hoffnung des Sieges schmeicheln lassen. Ja, ich hatte den Muth, dem König meine List zu verschweigen, und ohne ein Wort zu sagen, seine Vorwürfe darüber einzustecken, daß ich gegen seine Meinung die ganze Summe aus den Händen gelassen hätte.

Den folgenden Tag wurden die Register gebracht und genau durchgesehn. In der Ausgabe fand sich nicht die geringste Unrichtigkeit, sie wäre gar zu leicht zu entdecken gewesen; sie steckte ganz allein in der Einnahme und gründete sich darauf, daß man glaubte, ich hätte in der That die Verzeichnisse verlohren, in welchen die Anzahl und die Art der Münzsorten, die ich zu verschiednen malen hatte in den Schatz tragen lassen bestättigt war. Ich bewunderte im Geheim die Feinheit womit man über das ganze Kapitel der Einnahme eine Dunkelheit verbreitet hatte, die für jeden, der nicht den Beweis in Händen gehabt hätte, undurchdringlich gewesen wäre, und zugleich die Kunst, womit man dieser Dunkelheit einen Anschein von Wahrheit und selbst von augenscheinlicher Klarheit gegeben hatte. Ich verlangte nun mit einer angenommenen üblen Laune, welche diesen Herren ein Beweis meiner Niederlage zu seyn schien, die Register zu sehn. Das Kollegium erbot sich, die General-Einnehmer über die Anzahl und Beschaffenheit der Ladungen, die in den Schatz geliefert wären, vernehmen zu lassen. Ich antwortete, diese Un-

ter

tersuchung würde zu langweilig seyn. So sollte ich selbst mit ihm hingehn, versetzte d'Incarville, dem meine verstellte Verwirrung gewonnen Spiel gab, und die Finanzregister durchsehn, weil sie nicht aus den Büreaus könnten weggegeben werden. Ob ich gleich wohl einsah, daß diese Register, so öffentlich und beglaubigt sie auch sind, dennoch so gut als das übrige verfälscht seyn könnten, so konnte ich mir doch nicht denken, wie sie es gemacht hätten, da jeder der Wagen sein von Arnaud und dem Hauswirth, dessen Handschrift ich kannte, unterzeichnetes Rezipisse haben mußte. Dies machte mich neugierig, die Register zu sehen. Alles schien mir darin in der gewöhnlichen Form und Ordnung zu seyn. — Nun fiengen die Herren Rätthe an, beleidigend zu werden, und sich ihres eingebildeten Vortheils auf eine sehr unedle Art zu bedienen.

Ich glaubte daher, es wäre Zeit ihnen den Mund zu stopfen, und nun sie mit wirklicher Scham zu bedecken, und brachte daher erst die Verzeichnisse und Register, welche von den General-Einnehmern unterzeichnet waren, und dann eine genaue Liste ihrer Zahlungs-Rescripte zum Vorschein. Dies machte auf einmal ihren ganzen stolzen Trotz ein Ende, und sie waren dahin gebracht, daß sie ihre Verrügeren hätten eingestehen müssen, wenn sie nicht noch auf eine so plumpe Ausflucht gefallen wären, daß sie nach meiner Meinung ihnen nur noch mehr Schande machte. Ein Unterbedienter, den d'Incarville abgerichtet hatte, gieng zu dem König, und sagte ihm, da der Hauswirth, der den Schlüssel zu dem Zimmer mit den Registern hatte, eines Tages grade bey der Ankunft des größten dieser Wagen abwesend, und die Einnehmer, welche sie begleiteten sehr eilig gewesen wären, zurück zu kehren, so hätte er unterdeß die auf dem Wagen überbrachte Summe nur auf ein fliegendes Blatt angezeichnet, um sie nachher von
d'In-

d'Incarville nachsehn, unterschreiben und in die Register eintragen zu lassen: er hätte aber selbst, da er nachher zu d'Heudicourt gegangen wäre, die ganze Sache vergessen, und käme deshalb Seine Majestät um Verzeihung zu bitten. Der König begnügte sich, nebst einem leichten Verweis, künftig mehr Sorge für die Register anzubefehlen; alsdann gieng er dem Connetable entgegen, der in dem Augenblick in die Gallerie, wo dieses vorgieng, hineintrat, und der sich in dem ganzen Streit den Herren Finanzrathen weit geneigter als mir bezeigt hatte, und rief ihm noch von Weitem und in Gegenwart einer Menge Personen zu, sein Geld hätte sich wiedergefunden, und er wolle ihm ein vor alle mal die Leute kennen lehren, denen er trauen sollte.

Mitten zwischen diesen Streitigkeiten kam der Tag heran, der zur Eröffnung der General - Staaten, oder vielmehr der Versammlung der Notablen bestimmt war. Man hatte ihnen jezt, statt dessen den sie eigentlich haben sollten, diesen Namen gegeben, und dieses kam allein von den Magistrats Personen und Finanziers her, welche fühlten, daß ihre Reichthümer und ihr Ansehn ihnen bey dieser Gelegenheit ein Uebergewicht über die andern Stände geben könnten, welches sie nur mit der Geistlichkeit theilen wollten, und es daher für schimpflich hielten, zu der Klasse des Volks sich herab gesetzt zu sehen; dieses würde aber geschehn seyn, wenn die bey den Generalstaaten übliche Form, und hauptsächlich die Unterscheidung der drey Stände beibehalten worden wäre. Auch erschienen sie dabey in der That mit einem Pomp und einer Pracht, welche Ursach waren, daß man den Adel, die Kriegsleute und die übrigen Glieder des Staats für nichts rechnete, denn diese hatten nicht um die Augen zu verblenden die glänzenden Equipagen, die prächtigen Vergoldungen und den Aufzug eines zahlreichen Gefolges, jene ewigen Gegenstände

de des Neides, der Ehrfurcht und der Anbetung des Volks, oder vielmehr der immerwährende Beweis unserer Ausartung und unserer Thorheit.

Ueberhaupt muß man sich einen ganz andern Begriff von diesen großen Versammlungen machen, welche man erhabene nennt. Die Menschen, von denen man sich einbildet, daß sie einen Geist, voll von der Weisheit, der Liebe zum gemeinen Besten und dem Eifer, welcher die alten Gesetzgeber beseelte, dahin bringen, beschäftigen sich größten Theils nur auf eine lächerliche Art, ihren Aufwand und eine Weichlichkeit zur Schau zu stellen, die minder eingenommenen Augen als den unsrigen, der höchste Grad der Schande scheinen würden. Die Absonderung der verstiedenen Gemeinschaften, aus welchen diese Versammlungen bestehen, die Uneinigkeit, die einander entgegen stehenden Vortheile, die Begierde sich zu verdrängen, alle Ränke und die Verwirrung, welche uns vollends einen richtigen Begriff davon geben, entstehen aus dieser unreinen Quelle, so wohl als die Niederträchtigkeit, mit der man daselbst die Beredsamkeit entehrt. Welch Verhängniß ist doch Schuld daran, daß das Maas der Aufklärung, welches ein Jahrhundert vor dem Vorigen voraus erlangt, niemals zum Vortheil der Tugend gereicht, sondern nur das Laster zu verfeinern dient!

Dies hindert nicht, daß nicht eine kleine Anzahl gleich tugendhafter und fähiger Personen auf diesen Versammlungen sich finden, und daß man sie selbst als solche kennt; aber statt sie ungeachtet ihrer Bescheidenheit hervorzuziehen, nimmt man vielmehr gegen sie eine Vergeßlichkeit und Verachtung an, wodurch mit ihrer Stimmen auch die des gemeinen Besten unterdrückt wird. Eine lange Erfahrung hat auch gelehrt, daß selten die Zusammenberufung der Staaten eines Reichs das Gu-

te, was man davon erwartete, hervor gebracht hat. Dazu würde erfordert werden, daß die Glieder derselben gleiche Kenntniße von der guten und wahren Staatskunst besäßen, oder daß wenigstens Unwissenheit und Bosheit vor diesen wenigen Reichschaffnen und Aufgeklärten schwiegen. Zum Unglück aber kann man unter der Menge auf jeden Weisen eine ungeheure Anzahl Narren rechnen, und Einbildung von sich selbst ist noch dazu die erste Eigenschaft der Narrheit. Mehr als sonst irgendwo, trift es hier ein, daß große Tugenden nicht Ehrfurcht und Macheiferung, sondern nur Haß und Neid erwecken.

Ist obendrein der Fürst, welcher die Versammlung hält, mächtig und von seiner Gewalt eingenommen, so wird er sie bald zum Stillschweigen zu bringen, oder ihre Entwürfe unnütz zu machen wissen. Ist er schwach und kennt er die Rechte seines Standes nicht, so wird die Ungezähmtheit hier den kürzesten Weg nehmen, um das Land in all das Unglück zu stürzen, welches eine Folge der Herabsetzung der monarchischen Gewalt ist. Es würde also nothwendig seyn, daß sowohl der Souverain, als die Unterthanen, gleich gut von ihren Rechten und ihren gegenseitigen Verbindungen unterrichtet wären. Das erste Gesetz für den Fürsten ist, sie alle zu beobachten. Er selbst hat zwey Oberherren, Gott und das Gesetz. Gerechtigkeit muß auf seinem Throne den Vorsitz haben, Güte die festeste Stütze desselben seyn. Gott ist der wahre Besitzer aller Königreiche, die Könige sind nur die Verwalter derselben, sie müssen daher durch ihm ähnliche Eigenschaften und Vollkommenheiten den Völkern denjenigen darstellen, dessen Platz sie einnehmen. Nie aber werden sie seine Herrschaft nachahmen, wenn sie nicht als Väter herrschen. Es giebt in den erblichen Monarchischen Staaten einen Irrthum, den man auch erblich nennen möchte: den

nehmlich:

nehmlich: daß der Souverain Herr über das Leben und die Güter der Unterthanen sey, und daß er mit den paar Worten: dies ist unser Wille, sich der Pflicht überheben könne, die Gründe seines Betragens anzugeben, oder gar nur Gründe zu haben. Wenn das wäre, giebt es denn wohl eine größere Unbesonnenheit, als die, sich Leuten verhaßt zu machen, denen man jeden Augenblick sein Leben anvertrauen muß? Und fällt man nicht in dieses Unglück, wenn man sich mit Gewalt eine Sache einräumen läßt, und dabei zu verstehen giebt, daß man sie mißbrauchen werde?

Was die Unterthanen anbetrifft, so ist das erste Gesetz, welches ihnen Religion, Vernunft und Natur auflegen, unstreitig der Gehorsam. Sie sollen ihre Fürsten achten, ehren und fürchten, als die Ebenbilder des höchsten Herrschers, der sich gleichsam dadurch ihnen auf Erden hat sichtbar machen wollen, wie er es am Himmel durch die glänzenden Meisterstücke des Lichts ist. Sie sind ihnen diese Empfindungen auch noch aus Dankbarkeit schuldig, für die Ruhe und die Güter, die sie unter den Schirm des königlichen Namens genießen. Dem Unglück, einen ungerechten, ehrgeizigen gewalthätigen König zu haben, können sie nur Ein Gegenmittel entgegen setzen, ihn durch ihre Unterwerfung zu besänftigen, und Gott um Hülfe anzurufen. Alle die gerechten Gründe, welche man zur Widersehung zu haben glaubt, sind, wenn man sie recht untersucht, nur eben so viel Vorwände zur Untreue, denen spitzfindige Sophisterei einen Anstrich gegeben hat. Nie hat man noch durch ein solches Betragen die Fürsten gebessert, oder die Auflagen vermindert. Man hat nur die Uebel, über welche man klagte, durch einen neuen Grad des Elendes vermehrt, über welchen man nur das gemeine Volk und vorzüglich den Landmann befragen darf.

Dies sind die Grundlagen, auf welche man leicht das gegenseitige Glück der Völker und derer, die sie beherrschen, bauen könnte, wenn beyde Theile bey der allgemeinen Versammlungen der Nation von diesen Maximen beseelt wären. Aber in dieser Voraussetzung würde die Zusammenberufung der Stände noch unnützer seyn, weil man nur in dem Falle eines Mißverständnisses zwischen dem Haupt und den Gliedern seine Zuflucht dazu nimmt. Man kann hieraus den Schluß ziehen, daß, so sehr die Generalversammlung der Staaten, wegen des Gegenstandes, den man ihnen giebt, und der Form, die man dabey beobachtet, ein vergebliches Hülfsmittel sind, man sie doch zur Unterhaltung der Zucht und der guten Sitten mit großem Nutzen veranstalten könnte. Nur muß der Fürst, alsdann wirklich das Haupt aller vereinigten Glieder, dabey blos die Absicht haben, sich im Angesicht des ganzen Königreichs von denen, die die Ämter des Staats bisher verwaltet haben, Rechenschaft ablegen zu lassen; mit Unterscheidung und Weisheit diejenigen, mit welchen er sie wieder besetzen will, zu wählen; und sie durch seine Reden, und durch eine öffentliche Austheilung des Lobes und des Tadels, der Belohnungen und der Strafen anzufeuern, sich des allgemeinen Vertrauens würdig zu machen.

In der Erwartung des zur Eröffnung der Versammlung des Notablen bestimmten Tages machte der König eine Reise nach Arques, Dieppe, Caudebec, um die Orte, wo so viel merkwürdige Begebenheiten vorgegangen waren, wieder zu sehen. Ich war dabey sein beständiger Begleiter.

Er kam nach Rouen zurück, und eröffnete die Versammlung mit einer Rede, die die ganze Würde eines großen Fürsten und zugleich eine Aufrichtigkeit zeigte, welche sonst die Fürsten nicht kennen. Er erklärte

klärte sich daß er, um allen Anschein von Gewalt oder Zwang zu vermeiden, nicht gewollt hätte, daß die Versammlung aus Abgeordneten bestehen sollte, die von dem Souverain ernannt werden, und stets seinen Willen blindlings ergeben sind; sondern daß im Gegentheil Personen aller Art, von welcher Ordnung und welchem Stande sie auch immer seyn möchten, dabei mit völliger Freiheit zugelassen würden, damit Leute von Kenntniß und Verdienst Gelegenheit hätten, ohne Furcht vorzutragen, was sie zum gemeinen Besten für nothwendig hielten. Auch in diesem Augenblick wolle er sie noch im Geringsten nicht einschränken. Er befahle ihnen bloß an, diese Erlaubniß nicht zur Erniedrigung des königlichen Ansehens, welches die Kernkraft des Staats sey, zu mißbrauchen, die Einigkeit unter den Gliedern desselben wieder herzustellen, die Belker zu erleichtern, den königlichen Schatz von der Schuldenlast, die er auf dem Halse hätte, ohne sie gemacht zu haben, zu befreien, mit Billigkeit die unmäßigen Pensionen einzuschränken, jedoch ohne die nöthigen anzugreifen, und endlich für die Zukunft eine hinreichende und sichere Quelle zur Unterhaltung der Kriegsleute zu bestimmen.

Er setzte hinzu, es würde ihm gar nichtentgegen seyn, sich Mitteln zu unterwerfen, die er nicht selbst erfunden hätte, so bald er nur fühlte, daß der Geist der Billigkeit und Uneigennützigkeit sie eingegeben hätte. Man sollte nicht sehen, daß er aus seinem Alter, seiner Erfahrung und seinen persönlichen Eigenschaften einen Vorwand hernähme, der vielleicht weniger eitel wäre, als die, deren die Fürsten sich sonst zu bedienen pflegten, um den Verordnungen auszuweichen. Im Gegentheil wolle er durch sein Beyspiel zeigen, daß sie die Könige eben sowohl angiengen, um darüber zu halten, als die Unterthanen, um sich ihnen zu unterwerfen. Nachdem er diese Rede geendiget hatte, stand er auf und

sagte: er wolle weder in Person, noch durch seine Staatsrätthe, bey Berathschlagungen zugegen seyn, denen nichts Zwang auflegen müsse. In der That gieng er auch mit seinen Rätthen hinaus, und ließ mich allein zurück, um der Versammlung die Verzeichnisse, Aufsätze und alle die Staatspapiere, die man nöthig haben könnte, mit zu theilen.

Da ich bey Gelegenheit der letztern zu Paris gehaltenen Versammlung der Stände mich über die heimlichen Wege und die verschiedenen Kunstgriffe, die man bey diesen großen und zahlreichen Zusammenkünften anwendet, weiträufziger ausgebreitet habe, so begnüge ich mich hier zu sagen, daß es, den Zweck ausgenommen, zu Rouen dasselbe war. Als man endlich nöthwendig zum Schluß kommen mußte, welcher hauptsächlich auf die Natur der Subsidien und auf die Art, sowohl sie zu vertheilen, als sie einzubeheben, sich bezog; so glaubte man, es sey nichts bessers zu thun, als sie aus einem Stoß alter unnützer Verordnungen zusammen zu schreiben, die selbst zum Theil den gegenwärtigen Verhältnissen gerade zuwider waren. Statt zu bedenken, daß man den Staat als einen Körper behandeln soll, bey dem außerordentliche Mittel gegen neue und ungewohnte Krankheiten angewendet, oder das ganze Verfahren geändert werden muß, so wie man größere Fortschritte in der Kenntniß seines Mechanismus macht, ist die Gewalt des Vorurtheils so groß, daß man immer darauf besteht, die Heilung gegenwärtiger Uebel durch eben die Mittel bewirken zu wollen, deren Unzulänglichkeit schon dadurch bewiesen ist; daß sie dem Uebel weder haben zuvorkommen, noch den Fortgang desselben hemmen können. Eine unüberlegte Ehrfurcht vor dem Alterthum, eine falsche Vorstellung von den Ursachen, welche durch die Entfernung der Zeit entsteht, ein wenig überdachtes Urtheil über die Vergan-

genheit, und der Mangel klärerer und richtigerer Ansichten in die Zukunft, welchen die Eigenliebe uns einzugestehen hindert, — das ist es, wodurch die alten Mißbräuche verewiget werden. Man muß, sagt man, an den Gesetzen und Gebräuchen nichts ändern. Ich bin ein großer Anhänger dieses Grundsatzes, nur die Fälle ausgenommen, wo die Nützlichkeit, und noch mehr, die Nothwendigkeit erfordern, daß man davon abgehe.

Man beschäftigte sich also, die alten Verordnungen aus dem Staube zu ziehen, und war im Begriff, eine schon so fruchtlose Sammlung noch zu vermehren; aber eine wirkliche Unmöglichkeit stellte sich diesem Entwurf entgegen, und vernichtete ihn. Der größte Theil dieser alten Constitutionen hatte blos eine Regierungsform zum Gegenstande, wo das königliche Ansehn, mit einem eiteln Titel beehrt, im Grunde nur eine wahre Sklaverey war. Sie konnten also auf eine Zeit nicht mehr passen, wo der allgemeine Vortheil die Gewalt, welche vorher unter einer Menge von Köpfen vertheilt war, zur Grundlage der gemeinschaftlichen Sicherheit gemacht, und in einem Einzigen vereiniger hat.

Man kam also von diesem Einsall auf einen andern, bey welchem man stehen blieb, weil er, ich weiß nicht wodurch, irgend etwas scheinbares hatte, obgleich im Grunde sich nicht geringere Unbequemlichkeiten dabei fanden. Man errichtete ein Rathskollegium, welches man den Vernunftrath (Conseil de raison) zu nennen beliebte, und dessen Glieder jetzt von der Versammlung, und in der Folge von den höchsten Gerichtshöfen ernannt werden sollten. Aber hatte man denn nicht schon ein Rathskollegium? Und war dieses nicht selbst unvermeidlich Schuld an der Verwirrung der Finanzen und dem Elend des Volks? Das schadete nichts. Die ganze Menge ließ sich durch den schönen

Namen und die neue Wahl so sehr verblenden, daß man den Vorschlag that und billigte, das Uebel durch das Uebel selbst zu heilen. Es wurde beschlossen, daß der neue Rath alle königlichen Einkünfte, die man ohne genaue Untersuchung auf dreißig Millionen anschlug, in zwey gleiche Theile theilen sollte. Den einen sollte er in Händen behalten, und davon die Pensionen, die Besoldungen, die Rückstände, und die andern Schulden und Verbindlichkeiten des Staats bezahlen. Es sollten ferner von dieser Summe noch die Gelder zur Ausbesserung der Städte, der Gebäude, der Straßen und andern öffentlichen Werke genommen werden, ohne daß weder der König, noch die höchsten Gerichtshöfe Rechenschaft davon fodern, noch die Anwendung derselben untersuchen könnten. Eine herrliche Gelegenheit der Habsucht der Mitglieder dieses Rathes zu schmeicheln, war diese unumschränkte Gewalt über die Hälfte der Einkünfte des Staats. Und wenn man sich nur einen Augenblick untreue Verwaltung denkt: wie viel Theile mußten nicht leiden! Welche Verwirrung, welcher Verderb mußte nicht entstehen!

Mit gleicher Unabhängigkeit überließ man die andre Hälfte den König, um sie durch sich selbst, oder durch seine Minister anzuwenden. Es sollten davon alle Kriegskosten mit Inbegriff der Befestigungen und des Geschützes, die auswärtigen Angelegenheiten, Unterhandlungen und Gesandtschaften, die Unterhaltung des königlichen Hofstaats, seiner Gebäude und Equipagen, die Gnadengeschenke an seine Offiziere, und seine kleinen Ausgaben bestritten werden. Ueber die Erhebung und Verwaltung dieser beiden Hälften wurde keinem Theile etwas vorgeschrieben, um die gegenseitige Unabhängigkeit nicht zu beeinträchtigen. Auf diese thaten sich die Erfinder sehr viel zu Gute, als ob die Stärke eines Reichs nicht darauf beruhere, daß man,
nach

nach der Erforderniß der verschiedenen Fälle, den leidenden Theilen die Unterstützung gewährt, welche sie nöthig haben, und so zu sagen das überflüssige Blut der Gefunden in ihre Adern rinnen läßt.

Weil die dreßsig Millionen, wozu man die königlichen Einkünfte angeschlagen hatte, eine etwas zu große Summe schienen, so wurde beschlossen eine neue Auflage zu machen. Diese bestand in der Erhebung eines *Sous* von jedem *Livre* auf alle Waaren und Lebensmittel, welche im Lande sowohl im Großen als im Einzelnen gekauft und verkauft wurden. Man berechnete den Ertrag des Handels der Privatpersonen und die Ausgaben, welche zur Nothwendigkeit, zur Bequemlichkeit und selbst zum Luxus erfordert werden, und glaubte nun sehr sicher zu gehen, wenn man die neue Auflage auf fünf Millionen schätzte. Man segnete tausendmal einen so glücklichen Einfall, ob er gleich eben so schimärisch, als die neue Berechnung fehlerhaft war.

Nachdem die Versammlung ihr System dergestalt einzeln durchdacht und vervollkommenet hatte, schickte sie Abgeordnete an den König, um es ihm vorzuschlagen. Er empfing sie in seinem Staatsrath. Der Unwille, den das Project hier erregte, zeigte sich auf der Stelle durch ein so verwirrtes Schreyen und Gekrümmer, daß er große Mühe hatte, die Glieder so weit zu bringen, daß sie einzeln ihre Stimmen gaben. Es war ein weites Feld, und Verdruß und Zorn machten Jedermann zum Redner. Als die Reihe an mich kam, sagte ich bloß ganz kalt, ich hätte zu allen diesen schönen Reden nichts hinzu zu setzen. Heinrich, der mich genau beobachtete, wunderte sich über meine Zurückhaltung. Er wollte erst mit mir reden, ehe er seine Stimme, welche für oder gegen das Project der Notablen entschieden haben würde, geben wollte; er verschob daher den

Schluß der Berathschlagung auf den folgenden Tag in Gegenwart derselben Personen. So bald wir allein waren, befragte er mich dringend um die Ursache meines Schweigens, und ich legte ihm folgende Betrachtungen vor.

Es ist gewiß, daß man in der Versammlung der Notablen so thöricht für den neuen Plan eingenommen war, daß der König, wenn er ihn nach der Meinung des Stadtraths verwürfe und vernichtete, Gefahr lief, ein Mißvergnügen zu erregen, welches um desto wichtiger seyn würde, weil die versammelten Staaten keinen Oberrn erkennen, der das Recht hätte, sie zu reformiren, selbst nicht den König. Es ist eine der wichtigsten Maximen in der monarchischen Regierungsform, daß der Fürst vor allen Dingen sich hüten muß, seine Unterthanen dahin zu bringen, daß sie ihm in der That, oder auch nur mit Worten ungehorsam werden. Außerdem hätte der König gerade zu gegen das Wort gehandelt, welches er der Versammlung gegeben hatte, sich nach ihren Entschlüssen zu richten. Endlich würden auch alle die, welche das Projekt in Vorschlag gebracht, und die, welche es angenommen hätten, blos deswegen, weil es verworfen worden wäre, hartnäckig darauf bestehen, es als das wahre und beste System anzusehn; und wenn nicht ein Anfang in der Ausübung sie von dieser Meinung zurückbrächte, so würde es immer heißen, es habe nur bey dem Könige gestanden, die Ordnung, nach der man so lange seufzte, in Frankreich wieder herzustellen. Und man kennt die Neigung der Völker, besonders derer, die einen lebhaften Geist haben, von den Handlungen ihrer Fürsten übel zu reden.

Von der andern Seite aber war es eben so ausmacht, daß das Projekt gleich verderblich und unmöglich in der Ausführung war. Die geringste Kenntniß in

Finanzsachen war hinreichend, um davon völlig überzeugt zu seyn. Außer den Hindernissen, welche ich angezeigt habe, mußten noch eine Menge anderer aus der Eifersucht entstehen, welche die Wahl der Glieder des neuen Rathes, die aus allen Provinzen des Reichs genommen werden sollten, erregen würde. Diese anscheinende Gleichheit und Gerechtigkeit, welche nothwendig die Staatsverwaltung ungelübten und unerfahrenen Leuten in die Hände gab, mußte nothwendig eine Menge falscher Rechnungen und Irrthümer hervorbringen, so bald es darauf ankam, einen Plan, der nur noch so hingeworfen war, auf das Einzelne anzuwenden. Unsehlbar mußte das neue Kollegium gleich im Anfang verwirrt werden, und in seinen Unternehmungen einen falschen Schritt nach dem andern thun.

Aber selbst aus dieser Unmöglichkeit, irgend einen Vortheil aus dem Projekt der Notablen zu ziehen, nahm ich meine Gründe her, den König zu bewegen, daß er willig die Hände dazu böte. Dadurch erwarb er sich im Angesicht seines ganzen Volks den Ruhm, daß er mit Güte sich nach den Absichten bequeme, die es selbst ihm vortrug; und weit entfernt, daß die Gefälligkeit zur Verminderung des königlichen Ansehns hätte führen sollen, konnte sie im Gegentheil nicht fehlen, ihm in Zukunft den Vortheil zu verschaffen, daß er nur noch unabhängiger in allen Theilen der Finanzen würde, so bald der neue Rath die traurige Erfahrung seiner Schwäche würde gemacht haben. Da die Versammlung selbst, und das Kollegium, welches aus ihr genommen werden sollte, den Anschlag der königlichen Einkünfte gemacht hatte, und man voraus setzen mußte, daß sie mit möglichster Sorgfalt auf diejenigen Gelder, deren Erhebung am schwersten und kostbarsten war, Rücksicht genommen haben würden, so konnten sie es auch nicht unbillig finden, daß der König zu seinen

funf-

funfzehn Millionen diejenigen Posten wählte, welche ihm am bequemsten schienen. Wenn er zu seinem Theil die Einkünfte der fünf großen Pachtungen, der zufälligen Einnahmen der Domainen und der Steuern nahm, so konnte er, ohne kühn zu seyn, hoffen, sie in kurzem auf das doppelte, ja auf das dreyfache zu bringen. Ich sprach davon mit Gewisheit, weil ich mich schon mit sichern Leuten bekannt gemacht hatte, welche sich erbieten, die Pachtungen mit einer ansehnlichen Erhöhung zu übernehmen. Mit dem was dem Vernunftsrath übrig blieb, verhielt es sich ganz anders, und ich hätte allenfalls dem König Bürgschaft leisten wollen, daß unter andern der Sous von Li vre nach Abzug aller Unkosten, nicht mehr als höchstens 200,000 Thaler reinen Ertrag bringen konnte.

Die Ursach aber, warum ich in dem Staatsrath nicht hatte nach dieser Idee stimmen wollen, war, weil ich es für besser hielt, wenn sie von dem König allein zu kommen schiene. Er hörte mir aufmerksam zu, doch fürchtete er noch lange, ich möchte ihn durch diesen Rath zu einem falschen Schritte verleiten, welcher hernach durch kein Mittel würde zu verbessern seyn. Nachdem er aber meine Gründe reiflich überlegt hatte, beschloß er, mir zu folgen.

Am folgenden Tage stimmte der versammelte Staatsrath wie gestern, und ich, wie die Andern. Der König setzte sie in das größte Erstaunen, da er erklärte, er könne die Meynung seiner Rätthe nicht annehmen. Er gieng nun in die Versammlung der Notablen, und machte ihnen bekannt, daß er, nach seinem Entschluß aus allen Kräften die Neigungen einer so weisen Gesellschaft zu unterstützen, ohne einige Einschränkung oder Abänderung das Project annähme, welches in drey Artikel getheilt werden müsse, die Errichtung des neuen unabhängigen Raths, die Verthei-

lung

lung der Staatseinkünfte, und die Auflage des *Sous* auf den *Livre*. Die Versammlung möchte also nun binnen vier und zwanzig Stunden die Räte ernennen, und einen Aufsat von den 30 Millionen machen, den Ertrag der neuen Auflage zu 5 Millionen gerechnet, damit er seine Hälfte wählen könne; und sie werde aus seiner Ausführung sehen, ob er ein schlechterer Wirtschaftler seyn würde, als der neue Rath. Man pries die Güte und Gefälligkeit des Königs mit tausend Lobeserhebungen, und da die Versammlung durch eine so einstimmige Uebereinkunft, die weiter keinen Stof zum Streit übrig ließ, wenigstens nicht zwischen dem Herrn und den Unterthanen, gewisser Maaßen geendigt war, so dachte man nur darauf, nach Paris zurück zu kehren, und an dieses politische Meistersstück die letzte Hand zu legen.

Die Errichtung des neuen Raths gieng nicht so ruhig ab, als man gedacht hatte. Die Veränderung der Meinungen, welche die Ausführung des Plans aufhielt, war so groß, daß die Aufgeklärtesten in diesem Augenblick schon einräumten, die allgemeine Stimme wäre diesmal auf ein Hirngespinnst verfallen. Endlich kam die Ernennung zu Stande, die Geistlichkeit mischte sich sehr darein, und der Kardinal von *Gondy*, der wegen seiner besondern Talente zur Sparsamkeit bekannt war, wurde an die Spitze des Kollegiums gestellt, — als ob der Staat nach eben den Grundsätzen verwaltet werden könnte, als das Hauswesen eines Einzelnen. Der *Bernunstrath* hielt seine Versammlungen in einem Zimmer des Bischöflichen Pallastes, welches der Kardinal dazu einräumte.

Sobald man aber anfieng zu den Ueberlegungen wegen der Erhebung der Gelder auf 1597 zu schreiten, so befanden unsre neuen Finanziers sich in solcher Verlegenheit, daß sie kaum mehr wußten, wie sie es anfangen.

fangen sollten. Und je weiter sie vorwärts kamen, desto mehr nahm ihre Verwirrung zu. Sie fanden Niemanden, der sich mit der neuen Auflage abgeben wollte. Zu den andern Pachtungen fanden sich Liebhaber, aber mit so verringerten Geboten, daß die Käthe völlig bestürzt werden mußten. Und zum größten Unglück durfte die Sache gar nicht weiter aufgeschoben werden. Alle, die von dem Staat besoldet wurden, kamen ihnen auf den Hals, und sprachen nur von Millionen mit Leuten, die noch nicht den ersten Heller hatten. Verdruß und Aerger störten bald die Einigkeit des neuen Raths, und Streitigkeiten mit gegenseitigen Vorwürfen der Uebereilung und der Unwissenheit traten an ihre Stelle.

Nach einigen Wochen kam es so weit, daß der Vernunstrath nichts vernünftiges mehr zu thun wußte. Man wendete sich daher an d' Incarville und an mich, und ersuchte uns, wenigstens Einmal wöchentlich in ihre Versammlungen zu kommen, und hier dieselben Anschläge zu geben, nach welchen man den Antheil des Königs mit jedem Tage zunehmen und blühender werden sah. Ich entschuldigte mich mit meiner Bedienung, die meine ganze Zeit wegnähme. Man wendete sich nun an den König, der nach seiner gewöhnlichen Gutheith wollte, daß ich hingehen sollte; ich vergaß aber doch dabey nicht, was der Vortheil seines Dienstes von mir forderte. Ich beklagte den Zustand der Angelegenheiten des Kollegiums, fand zu nichts einen Ausweg, und machte nur die Schwierigkeiten geltend. Mit einem Wort, es waren kaum drey Monate vergangen, so befanden sich diese 9 schickten Leute am Ende ihres Scharssinns; sie erlagen unter ihrer Last, und baten den König, sie ihnen abzunehmen. Heinrich, dem, wie ich glaube, die neue Ordnung, bey der er sich sehr wohl befand, zu gefallen anfieng, ermahnte sie,

Wuth

Muth zu fassen, und den immer beschwerlichen Anfang zu überwinden. So schickte er sie, durch ihre eignen Gründe geschlagen, wieder nach Hause. Sie kamen wieder und wurden immer dringender in ihren Bitten. Sie gestanden jetzt ein, daß sie großes Unrecht gehabt hätten, nach der Regierung eines Königreichs zu streben, und legten ihre Stellen mit weit größerer Freude nieder, als sie sie angenommen hatten.

Diese Last fiel nun auf mich, und machte mit der, die ich schon trug, meine Arbeit so überhäuft, daß ich Tag und Nacht dazu anwenden mußte. Aber die Wiederherstellung der Finanzen beschäftigte mich mit einer Art von Leidenschaft. Ich suchte überall mit größtem Fleiße nach, in den alten Registern des Staatsraths, der Parlementer, der Rechnungskammern, der Steuerämter, und selbst in den Privatnachrichten der ehemaligen Staatssekretaire; denn die Jüngern wollten mir ihre Aufsätze zeigen. Dasselbe that ich in den Büreau's der Schatzmeister von Frankreich, in der Schatzkammer und in den Papieren des königlichen Schatzes. Ich trahnte sogar in dem ungeheuren Vorrath von Schriften, worin alle Verordnungen eingezeichnet und aufbewahrt waren. Da ich die Absicht hatte, an der Verfassung einer Darstellung des allgemeinen Zustandes der Finanzen auf das Jahr 1597 zu arbeiten, und auch bloß deswegen alle diese Nachsichungen anstellte, so glaubte ich nichts vernachlässigen zu müssen, um gleich in diesem ersten Jahre meiner Verwaltung mich so viel als möglich der Genauigkeit zu nähern, zu welcher ich diese allgemeine Darstellung sehnlichst zu bringen wünschte. Was für Betrug und Irrthum sich auch in den Finanzen mochte eingeschlichen haben, so glaubte ich doch, daß weder der eine noch der andere so geheim und so allgemein seyn

7. Denkwürdigk. II. B.

U

konnte,

Könnte, daß man nicht endlich ihre Quelle und überzeugende Beweise derselben finden müßte; es sey nun durch die Vergleichung aller der Stücke, die ich benannt habe, oder durch die Folgerung die man daraus ziehen könnte, wenn man jedoch immer auf die Verhältnisse, welche Zeit und Umstände nöthig machen, dabei Rücksicht nähme. Die Herren von dem königlichen Rath erblickten bey dem Anblick meines Entwurfs; und da sie nun anfiengen zu glauben, es würde nichts unentdeckt bleiben, so warfen sie sich mehr als jemals vor, nicht alles gethan zu haben, was in ihrer Macht war, um zu verhindern, daß ich nicht in das Conseil käme. *Mais* es, dem ich die Gerechtigkeit muß wiederfahren lassen, daß er, sobald er meine Absicht eingesehen hatte, seine Bemühungen mit den meinigen verband, gab mir Nachricht von ihrer Furcht und ihrer Reue. Um sie noch mehr darin zu bestärken, sagte ich öffentlich, ich hätte so glückliche Aufklärungen über die Finanzen gefunden, daß man sie bald auf einem ganz andern Fuß sehen würde, und verlangte mit dem General Kontrolleur, den Intendanten der Finanzen, den Schatzmeistern von Frankreich und denen von dem königlichen Schatz, und den Generaleinnehmern an der Verfertigung dieser allgemeinen Darstellung, die ihnen so fürchterlich war, zu arbeiten. Ich gebrauchte aber die Vorsicht, sie immer unter meiner Feder zu behalten.

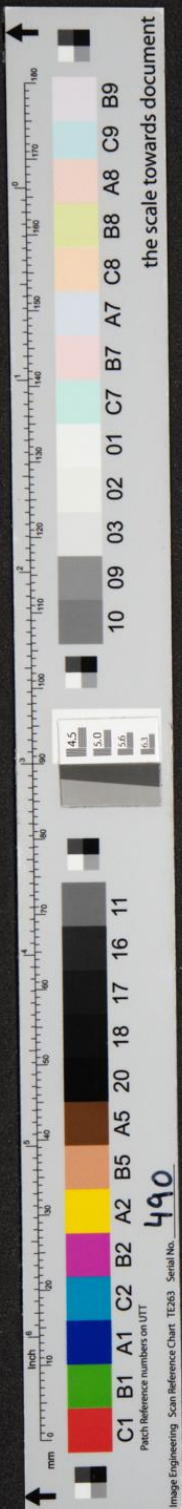
Dennoch konnte ich diesmal noch nicht vermeiden, einige beträchtliche Irrthümer zu begehen, und von allen diesen alten abgerichteten Betrügern hintergangen zu werden. Ich halte es für keine Schande dieses zu gestehn. Sie machten dies Jahr noch ein Fünftel zu ihrem Profit; dies ist ungeheuer, und war doch nur eine Kleinigkeit gegen ihre gewöhnlichen Vortheile. Ich setzte mir vor, dieses so wohl als eine andere Unachtsamkeit, die ich begangen hatte, im folgenden Jahre zu

verbessern. Einer der Hauptkunstgriffe der Finanzbedienten war, es so einzurichten, daß die Ausgabe des laufenden Jahres immer die Einnahme weit zu übersteigen schien, und alsdann auf das folgende Jahr voraus zu nehmen. Dadurch verbreiteten sie über die Ausgabe dieses nächsten, und so nacheinander aller spätern Jahre eine Verwirrung, aus der sie mancherley Vortheile zogen. Erstlich schien es, als ob sie niemals Gelder in Cassé hätten, die sie nicht schon lange voraus schuldig wären. Mit diesem Grunde bezahlten sie den König und alle die, denen sie nicht Lust hatten Geld zu geben. Zweitens nutzten sie unterdessen dieses Geld für sich; und endlich gab ihnen dies einen Vorwand die alten Schulden mit großen Abzügen zu bezahlen, und doch die ganze Summe in ihre Rechnungen zu bringen. Dieser Mangel an Aufmerksamkeit von meiner Seite kostete dem König dies Jahr noch zwey Millionen.

Im folgenden Jahre, während meines Aufenthalts in Bretagne, verbesserte ich diesen Fehler, so daß in der Folge die Einnahme genau mit der Ausgabe aufgieng. Um aber das Loch zuzustopfen, welches durch jenen Irrthum entstanden war, nahm ich die zufälligen Einkünfte, die Zölle der Flüsse, die Salzabgaben, und die fünf großen Pachtungen dem Herzog von Toscana wieder ab, der sie unter den Namen Gondy, Senamny, Zamer, le Grand, Parent, l'Argentier und anderer alten Unternehmer, die an den neuen Finanzen keinen Antheil mehr behielten, in Pacht hatte. Diese Pachtungen vermehrte ich glücklich um die zwey Millionen, um die ich mich geirrt hatte. Dieser letzte Streich schlug die Pächter und ihre Verbündeten, die Herren vom Staathsrath zu Boden. Diesmal aber verrauchte ihr Zorn in der Luft, weil der König mich seit einiger Zeit auf eine so auffallende Art unterstützte, daß ihnen nichts

als eine unnütze Verzweiflung übrig blieb. Die Frucht seines Betragens gegen die Versammlung der Stände war, daß er jetzt nicht nur den so genannten Vernunftsrath, sondern auch seinen eignen Staatsrath, dessen Ansehn im Sinken war, in seiner Gewalt hatte. Er durfte nun nicht mehr fürchten, durch diesen, so wie vorher, seine Entwürfe scheitern zu sehn.

Der Anschlag der ihn jetzt beschäftigte, war die Belagerung von Arras. Er war im Kriegsrath, der, den einzigen Sekretair ausgenommen, aus lauter Offizieren bestand, vorgeschlagen und einstimmig gebilliget worden; man hielt aber diesen Entschluß noch vorborgen, weil man allein durch das Geheimniß ihn glücklich auszuführen hoffte. Um auch den Kaufleuten nichts davon merken zu lassen, mit denen ich einen Handel wegen der Anschaffung der nöthigen Bedürfnisse schloß, nannte ich ihnen eine Menge Städte in Picardie und hauptsächlich an dieser Gränze, worunter ich Arras mit begrif, und sie verbanden sich, nach welcher derselben es seyn möchte, während eines ganzen Feldzugs täglich 50,000 Brodte zu schaffen. Santeny, Robin aus Tours, Mauleville und Lambert, der Hauptmann von der Stadtmiliz in Orleans übernahmen das ganze übrige Fuhrwesen, hauptsächlich das von 25 Kanonen. Der Accord wurde um einen so mäßigen Preis geschlossen, daß, wenn das Unglück, welches bald nachher zu Amiens geschah, den König nicht gezwungen hätte, die gegen Arras bestimmte Macht gegen diesen Ort zu kehren, sie beträchtlich hätten verlieren müssen; so aber machten sie sich noch einen billigen Vortheil dabey.



anstgriffe der Finanzbe-
daß die Ausgabe des
nahme weit zu über-
das folgende Jahr vor-
erbreiteten sie über die
so nacheinander aller
, aus der sie mancher-
hien es, als ob sie nie-
die sie nicht schon lan-
Mit diesem Grunde be-
die, denen sie nicht Lust
nukten sie unterdessen
gab ihnen dies einen
it großen Abzügen zu
Summe in ihre Rech-
angel an Aufmerksam-
König dies Jahr noch

nd meines Aufenthaltes
Fehler, so daß in der
er Ausgabe aufgieng.
welches durch jenen Irr-
die zufälligen Einkünf-
abgaben, und die fünf
von Toscana wieder
ondy, Genamy, Za-
ntier und anderer al-
euen Finanzen keinen
hatte. Diese Pach-
die zwey Millionen,
Dieser letzte Reich
indeten, die Herren
esmal aber verbrauchte
g mich seit einiger Zeit
achte, daß ihnen nichts
als

ch.
nde
nft.
ffen
Ge
wie
die
er
fo
og.
or
da
ten
ten
urfi
in
ter
ele
en
y
so
das
Sa
reis
nach
ngen
en
3
cep.

